

Ortseffekte.

Das Kolleg, ein europäischer »Mikrokosmos«?

Orte, schreibt Bourdieu in seinem Buch »Das Elend der Welt«, haben einen Effekt: Sie »weihen« diejenigen »symbolisch«, die dorthin gehören, und erlauben es ihnen, »an der Gesamtheit des [dort] akkumulierten Kapitals Anteil zu haben.« (Bourdieu 1997: 166) Diese »Weihe« und das an einem Ort vorhandene kulturelle, soziale, ökonomische und symbolische Kapital beeinflussen nicht nur die Selbstwahrnehmung der Individuen dieser *in-group*, sondern – so lässt sich die Argumentation Bourdieus erweitern – auch die Sicht auf den umgebenden imaginierten Raum. Wie werden am Europakolleg, einem etablierten europäischen Ort, die Grenzen zwischen Innen und Außen »spielerisch« gezogen, umgangen und reproduziert? Durch symbolische Grenzziehungen werden sozial wirksame Perspektiven auf Europa als einem spezifischen Raum geprägt. Die »Weihe« schreibt sich in die körperliche Performanz und in den Habitus der durch diesen Ort Geprägten ein und entfaltet auch dann weiter »Effekte«, wenn sie sich längst andernorts aufhalten.

Die Besonderheiten des Europakollegs liegen in seiner politischen Zielsetzung, seiner Struktur und seinen Traditionen. Das Kolleg meint, zukünftige Entwicklungen der EU vorwegzunehmen und konnte sich seit seiner Gründung (wenn auch seit einigen Jahren nicht länger unumstritten oder gar konkurrenzlos) als ein »Pionier« der Europäisierung etablieren. Hypothetisch gehe ich davon aus, dass eine bestimmte Perspektive auf den imaginierten Raum Europa und den eigenen Ort, welche sich am Europakolleg in Körperpraxen und Habitus der Studierenden einschreibt, eines der »Erfolgskonzepte« des Europakollegs ist.

Der Blick auf EUropäische Praxen ermöglicht eine Annäherung an spezifische Ortseffekte und auf die Kategorie »Raum« mit dem Ziel, die verborgenen und zugleich so gängigen Europavorstellungen in einem nach wie vor als exklusiv geltenden Netzwerk zu beleuchten und zu untersuchen. Denn den Absolventen des Europakollegs eilt der Ruf voraus, sich im Gewirr der Brüsseler Bürokorridore bestens orientieren zu können und die »Spielregeln« verinnerlicht zu haben. Sie werden in diesem Milieu als Experten wahrgenommen – ein Image, an welchem während der Ausbildung nicht nur inhaltlich, sondern auch habituell gearbeitet wird.¹ Die Absolventen bezeichnen ihr Studium in Brügge oder Natolin rückblickend als ein »Vorzimmer« zum Brüsseler Machtfeld. Teil der formellen und informellen Ausbildung ist auch das Zusammenleben der Studierenden in Wohnheimen – im Kollegjargon: einem europäischen Mikrokosmos.

Dieser Mikrokosmos lebt und wandelt sich mit den Erfahrungen, den sozialen und den Bildungshintergründen der Studierenden. Zunächst scheinen hier, wo Loyalitäten gegenüber dem kulturellen und politischen Projekt der Europäischen Integration entstehen (sollen), die Alltagspraxen und Biographien der Studierenden und so auch der Kollegalltag gleichermaßen von Mobilität gekennzeichnet: Die Studierenden leben und agieren in einem transnationalen Milieu, sie haben an Universitäten mehrerer Länder studiert, sind zu einem nicht unerheblichen Anteil in international mobilen und binationalen Familien aufgewachsen (vgl. Pries 2001a: 8). Doch zugleich greifen sie auf Nationalkulturen als Ressource und Fundus stereotyper Vorstellungen zurück, wenn sie sich selbst präsentieren und das Verhalten ihrer Kommilitonen erklären wollen. Liegt darin ein Widerspruch – oder lässt sich die Bezugnahme auf Orte und Räume als eine unmittelbare Reaktion auf wachsende Mobilität und praktisch immer weniger ortsgebundene Studienbiographien erklären? Der Rückgriff auf oftmals stereotypisierte Nationalkulturen eine soziale, kommunikative Funktion und eine kulturelle Bedeutung, hat einen »Sinn« im und für den Alltag der Studierenden am Europakolleg. Doch: Welche Funktion? Und: Welche räumlichen Vorstellungen von Europa werden mit diesen Markierungen und Verortungen verknüpft, ja, mittelbar durch sie produziert? Dieses scheinbare Paradox löst sich auf, wenn wir Raum nicht als ein

1 Nicht zur allseitigen Begeisterung: Einige Ehemalige erinnern sich an große Banner mit Aufschriften zum Elitestatus der Kollegabsolventen, die, an prominenter Stelle in der Kantine platziert, nach Protesten Studierender schließlich wieder entfernt worden seien. FTB vom 7. Oktober 2004.

geographisches Faktum, sondern als alltäglich hergestelltes und umstrittenes soziales Produkt verstehen. Dieses »Produkt« entsteht aus materiellen Artefakten, den sozialen und kulturellen Praxen des Alltagslebens und symbolischen Repräsentationen (vgl. Welz 2006). Es wird durch Rituale, Traditionen und Strukturen geprägt und in einem konkreten baulichen Umfeld konstruiert. Bei der Etablierung, Aneignung und Veränderung von so verstandenen Räumen spielen Kategorien wie Gender oder soziale und kulturelle Zugehörigkeit eine Rolle (vgl. Ruddick 1996). Diese Kategorien sind – im Falle von nationaler Zugehörigkeit – zum Teil offensichtlich wirksam und bringen einen sozialen Status und Erwartungen an Wissen und Habitus der jeweiligen Studierenden mit. Dieser Habitus ist eng verknüpft mit dem konkreten Ort seiner Entstehung, seiner Ausstattung, der architektonischen Gestaltung und der Lage im (Stadt-)Raum. Nicht weniger wirksam sind jedoch hier Kategorien wie etwa Gender, die bei oberflächlicher Betrachtung »unsichtbar« sind und erst abgekoppelt von emergenten Europa-Imaginationen zu sein scheinen. Sie ermöglichen und beeinflussen soziale Differenzierungen und Rollenerwartungen.

Die konstruktivistische und praxeologische Perspektive korrespondiert mit der Prämisse, dass Imaginationen von Europa nicht ausschließlich oder gar in erster Linie aus verbalen Äußerungen zu entnehmen sind – auch wenn die Diskurse über die EU und Europa vornehmlich auf der verbalen Ebene stattzufinden scheinen. Hier wird davon ausgegangen, dass sich Europavorstellungen oftmals erst durch das komplexe und widersprüchliche Zusammenspiel von Handeln und Reden erschließen. Deshalb stehen nicht die Studieninhalte im Zentrum der Aufmerksamkeit, sondern das alltägliche Leben und die informelle Kommunikation. Die *hidden agenda* zeigt eine nachhaltigere Wirkung, indem sie Teil des Habitus und der professionellen Rolle der Studierenden werden. In den am Europakolleg ausgehandelten Eigen- und Fremdzuschreibungen, den Repräsentationen und Verortungen als Europäer ist der Erwartungshorizont der Kommilitonen stets präsent. Er wird einkalkuliert und reflektiert. Was die Interviews betrifft, sind natürlich auch die Erwartungen und die vermuteten Sichtweisen der Feldforscherin Gegenstand der Reflexion. Deshalb kann man die in Worte gefassten Äußerungen zu Europa, dem Kolleg und der eigenen Position der Gesprächspartners darin als – nicht weniger wirksame – Repräsentationen »zweiten Grades« bezeichnen. Im Folgenden interessiert, mittels welcher spielerischen und zugleich repräsentativen Praxen die Kollegstudierenden Europa als imaginären Raum und das Kolleg als einen dezidiert europäischen Ort darin (re-)produzieren und aushandeln.

Spielerische Ironie und ernsthaftes Spiel

In der Einleitung dieser Arbeit wurde schon auf das von Goffman (1977b) aufgegriffene metaphorische Bild der Bühne verwiesen, auf der ein »Spiel« stattfindet. Bourdieu zog die Metapher des Spiels heran, um sein Verständnis von einem sozialen Feld zu erläutern. Das am Europakolleg stattfindende Bühnen-Spiel – die *illusio* – ist von Ernsthaftigkeit und Spaß gleichermaßen geprägt, und die in Aussicht gestellte »Weihe« motiviert die Mitspieler:

»Die *illusio* [...] bedeutet, daß man involviert ist, im Spiel befangen und gefangen. Ein Interesse haben heißt, einem bestimmten sozialen Spiel zugestehen, daß das, was in ihm geschieht, einen Sinn hat, und daß das, was bei ihm auf dem Spiel steht, wichtig und erstrebenswert ist.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 148)

Dieses Kapitel zeigt, wie die Regeln des Bühnenspiels beständig ausgehandelt, gebrochen und mit mehr oder weniger gewagten oder subversiven Improvisationen modifiziert werden. Dazu – und damit wären wir wieder bei den eingangs eingeführten Metaphern von *Ort* und *Raum* – gehört auch die beständige Festlegung, wo die Grenze zwischen Bühne und Zuschauerraum oder Hinterbühne verläuft, welche der MitspielerInnen andere »an die Wand« spielen ist und wie dem Schau-Spiel elegant eine neue Richtung gegeben werden kann.

Kennzeichnend für das am Europakolleg stattfindende Spiel ist der Umgang mit seinen expliziten wie unausgesprochenen Regeln. Zum einen zeigt schon der rückblickende Umgang mit der Kolleggeschichte und die harte Arbeit am Mythos der Institution (siehe dazu Kapitel 1), dass das Genre vorgegeben ist. Das Europakolleg spielt nicht in derselben Liga wie Oxford oder Cambridge, wie die ENA oder ein Mitglied der *ivy league*, vergleicht es sich doch ständig mit jenen, die sich selbst genug zu sein scheinen. Die »Spielregeln« sind zwar den Mitspielenden selbst, nicht aber dem Publikum oder denjenigen, die gerne mitspielen würden, bekannt – und deshalb ist die ist die fortwährende, in die Vergangenheit wie in die Zukunft gerichtete Selbstinszenierung umso notwendiger.

Zum anderen sind der dramaturgische Verlauf des Stücks, die Strategien der Mitspieler und ihre Bewegungen auf der Bühne – dem Spielfeld – nicht denkbar ohne Subversion und Ironie. Auch wenn die Spielregeln sich dadurch kurzfristig kaum ändern und der Bühnenraum sich nicht verschiebt, so bleibt das Spannungsverhältnis zwischen eifriger Befolgung von (nicht notwendigerweise expliziten) Regeln und einer ironischen Distanzierung von ihnen elementarer Be-

standteil des Spiel. Besonders deutlich wird dies am Umgang mit Stereotypen, bei dem sich der Versuch der improvisierenden Subversion nicht selten als Akt der Affirmation entpuppt. Michael Herzfeld hat argumentiert, dass ein hegemoniales »Regelwerk« dann *zu* gut funktioniert, wenn die mit Stereotypen Gemeinten eben diese selbst verwenden, um ihr Verhalten zu erklären. Er äußert sich auch skeptisch über das Potential der Ironie, Spielregeln zu verändern:

»The resistance that irony makes possible does not really empower the weak. It may help them to ›englobe‹ their oppressors, but [...] it offers more moral satisfaction than change in the material conditions to which the powerful have accorded value. Indeed, subversion carries its own risk. [...] [T]he very possibility of making up contrary rules can result in the production of ›fun‹ – and its instant marginalization. For it is the powerful who determine the ›rules of the game‹.« (Herzfeld 1997: 157)

Betrachtete man die Effekte, die die wieder und wieder verwendeten und reproduzierten Stereotype am Europakolleg entfalten, allein als »Spaß«, so wäre das Stück, welches am Europakolleg gegeben wird, verkannt. Nähern wir uns also der »Bühne« an, auf der mit kreativer Auslegung der Rollenerwartungen, mit erwartbaren, manchmal raffinierten Spielzügen ein »Effekt« der Orts- und Raumwahrnehmung bei Mitspielern und Publikum gleichermaßen erzielt werden soll. Kurzum: Die Praxen sind zwar »spielerisch«, weil sie oftmals »zum Spaß« stattfinden und man den Studierenden einen ausgeprägten Sinn für Ironie nicht absprechen kann. Zugleich sind sie jedoch »repräsentativ«, da sie wohletablierte, zumeist national gefärbte Vorstellungen von Europa aufgreifen und tradieren. Zudem liegt gerade in der Akzeptanz dieser etablierten Redeweisen – der Verinnerlichung der Spielregeln – der Schritt zur »Weihe«, die wiederum in Interesse des Studierenden ist, ja zu einem guten Teil überhaupt zur Teilnahme an diesem Spiel motiviert.

Die Probephühne

»[T]he European Curriculum offered at the College of Europe can only be understood in its specific institutional and *physical* setting.« (Angress 2000: 11, Hervorhebung KP) – doch: In welchem Verhältnis stehen Architektur und kulturelles Milieu zueinander, welche Interdependenzen zwischen sozialem und »geographischem« Raum lassen sich beobachten? Neben der Struktur des Kollegs, seinen Gebäude und den offiziellen Verlautbarungen sind es vor allem die Akteure, die sich

ihre Institution mit »Europäischen Praxen« verorten. Gemeint sind unscheinbare Alltagsroutinen ebenso wie der Rhythmus des Studienjahres, die Regeln, welche das Kollegleben strukturieren, sowie die kleinen und großen Rituale, die Teil der Kollegtradition sind. Strukturen, seien es die einer ganzen Gesellschaft oder einer Bildungsinstitution, und alltägliche Praxen verhalten sich nicht antagonistisch zueinander. Vielmehr sind die nach außen sichtbaren und über die Jahre gleich bleibenden Strukturen und die alltäglichen Praxen, Routinen und Rituale gleichermaßen wirkmächtig für das *Making* des Kollegs. Sie sind komplementär in ihren Effekten für Selbst- und Weltbild der beforschten Akteure und geben Hinweise auf die Frage danach, wie ein »Ort« eigentlich entsteht (vgl. Ortner 1984: 146ff.). Gleichsam »von oben« wirkende Strukturen und ihnen entsprechende oder sich »von unten« widersetzende Praktiken der Akteure werden hier gemeinsam in Hinblick auf ihre den Raum schaffenden und eingrenzenden Effekte untersucht. Die Alltagspraxen, die im folgenden im Mittelpunkt stehen, mögen einer heutigen, transnational mobilen Studierendengeneration »normal« erscheinen. Sie mögen zugleich ebenso typisch wie existentiell für eine »totale Institution« wie das Kolleg erscheinen und mithin wenig Aufsehen erregend. Eine Spannung zwischen der Innenwelt der Institution, in der die »Territorien des Selbst« systematisch verletzt werden, und der sie umgebenden Umwelt entsteht (vgl. Goffman 1961: 12). Doch durch diese Alltagspraxen wird das Europakolleg erst zu einem *spezifischen* Ort gemacht. Der für das Selbstverständnis so wichtige Unterschied zwischen EU-europäischem »Innen« und »Außen« wird sichtbar, und die innereuropäischen, national koordinierten kulturellen Statusunterschiede entfalten ihre soziale Wirkung. In dem Wissen, dass das Diplom des Europakolleg ihre Chancen auf einen hohen beruflichen Status erhöht, bezahlen die Studierenden bereitwillig den Preis, der in der Beschränkung ihrer alltäglichen Gestaltungsfreiheit besteht. Auch die Ehemaligen-Vereinigung sorgt gemeinsam mit den jungen Absolventen nach Studienabschluss vor allem in Brüssel dafür, dass die *College community* und ihr soziales Feld (Bourdieu 1982: 194f., vgl. auch Reichardt 1997) fest im (stadt-)räumlich klar konturierten Brüsseler EU-Milieu verankert sind. Genau diese Strategien haben Akhil Gupta und James Ferguson (1997: 8, 1997a) im Übrigen als genuin anthropologische beschrieben: Die Etablierung *räumlich* gebundener Bedeutungen sind zentrales Element der Traditionen und Wissenspraxen auch der Europäischen Ethnologie und Kulturanthropologie.

Europäische Orte?

Die Ausbildungsstandorte Brügge und Natolin

Ort und Räume »machen Sinn«, sie bringen Bedeutungen hervor. Umgekehrt sind auch Bedeutungen räumlich verankert und stehen auf *mental maps*, mittels derer Individuen ihren Alltag organisieren und in räumlicher Beziehung zueinander setzen (vgl. Rodman 2003). Hat man die Position des Europakollegs im EU-Machtfeld und im politischen Europäisierungsdiskurs im Blick, erscheint das räumliche Arrangement der Kolleg-Standorte – der Campus in der mittelalterlichen Altstadt Brügges und jener in einem nach englischem Vorbild angelegten Landschaftspark am Warschauer Stadtrand – in einem anderen Licht.

Als eine Voraussetzung zur Schaffung einer sozialen Gruppe, die sich als eine Elite versteht, hat Abner Cohen (1981) die fortwährende Distanzierung von anderen sozialen Gruppen benannt. Diese soziale Abgrenzung trete am offensichtlichsten in einer räumlichen Abgrenzung zutage. Eine (potentielle) Elite suche sich »ihre« Orte und beschränke den Zugang zu ihnen. Die offensichtlichsten Orte, an denen sich Abgrenzung solchermaßen manifestiere, sind Bildungseinrichtungen und insbesondere Internate (vgl. Bourdieu 2004, Kalthoff 1997, Okely 1993). Hier werden Wissensvorräte und Weltansichten geprägt und reproduziert – vor allem werden sie in solchen »totalen Institutionen« quasi naturalisiert, da die Kontakte mit der gesellschaftlichen Umwelt beschränkt sind und so die »Außenwelt« das Geschehen in der »Innenwelt« nicht unmittelbar relativieren kann. Okelys Erinnerungen an ihre Schulzeit in einer englischen *boarding school*, die sie in ihrer »persönlichen Anthropologie« schildert, verdeutlichen die soziale Wirkmacht des Internatskosmos, der sich durch Praktiken und mehr oder weniger subtile Disziplinierungsmaßnahmen absolut setzt:

»When young we found the school world the reality, the norm, the only rationality. That was its power. My mother has often said since, ›But why didn't you tell me?‹ We, my sister and I, could not discriminate that which now seems bizarre. Whenever I inwardly questioned aspects of this education, I thought myself mad, and identified with the mad and isolated, for example, Nijinsky, van Gogh and other heroes of Colin Wilson's *The Outsider* (1956).« (Okely 1993: 95)

Und auch wenn die Kollegstudierenden sich nicht selbst für »verrückt« erklären mögen, sie sich der Willkür von Verhaltensregeln bewusst sind, sind sie durch die »freiwillige Fügung« und das Antreten des Studienplatzes und des Stipendiums bisher gewohnter, alltäglicher

Handlungsmöglichkeiten doch beraubt.² Am Europakolleg ist eine räumliche Abgrenzung Teil der akademischen und pädagogischen Programmatik. Sowohl in Brügge als auch in Natolin leben und arbeiten die Studierenden in Gebäuden, die nicht frei zugänglich sind. Nur mit einem Code oder Schlüssel, einer Einladung oder in Begleitung eines Angehörigen der *College community* können die Unterkünfte, die Unterrichtsräume und die Bibliothek betreten werden. Eine Erklärung dieser Zutrittsbeschränkung besteht darin, dass das Europakolleg keine öffentliche Einrichtung wie etwa eine staatliche Universität sei.

Zugleich ist es aber auch das explizite Bestreben der Kollegleitung, das Europakolleg nicht »zu belgisch« oder »zu polnisch« werden zu lassen. Es wird mithin eine klare Grenze gezogen zwischen der umgebenden belgischen bzw. polnischen Gesellschaft »außen« und dem EUropäischen »Innen«. Der Blick soll nicht auf die Außenwelt, sondern auf das Eigen- und Innenleben der Institution gerichtet sein, denn während des Unterrichts und im Alltag besteht das eigentliche Ziel schließlich im »Europäisch-werden« und in der Begegnung mit den anderen Studierenden. Es wird darauf gesetzt, dass diese neugierig genug sind und über Aufnahmefähigkeit und ein entsprechend großes Engagement verfügen, ihr Gastland auf eigene Faust außerhalb des Unterrichts zu erkunden. Das fällt vielen von ihnen schwer – nicht zuletzt aufgrund des als sehr dicht wahrgenommenen und wöchentlich wechselnden Stundenplans. In den Interviews schildern meine Gesprächspartner ihr fehlendes Wissen über Belgien bzw. Polen und bekunden, dass sie sich wie in einem beständigen »Außerhalb« fühlen: Sie seien zwar räumlich in Polen oder Belgien, sprächen aber die polnische oder in Brügge vorherrschende flämische Sprache nur ansatzweise und hätten schon deshalb kaum Möglichkeit, mit der lokalen Bevölkerung in Kontakt zu treten.³

-
- 2 Es ist beispielsweise in den teils unter Denkmalschutz stehenden Wohnheimen untersagt, in den Zimmern eine Kerze anzuzünden oder gar zu kochen. Die Teeküchen ermöglichen immerhin die Benutzung Mikrowellengeräten. In der Regel kochen die Studierenden jedoch »heimlich« auf mitgebrachten Kochern oder besuchen sonntags ein Restaurant, denn die Kantine ist an diesem Tag geschlossen.
 - 3 Eine Ausnahme bildet der *Open House Day*, an dem die Nachbarn der verschiedenen Wohnheime eingeladen werden. In das Wohnheim »Gouden Hand« kamen zu diesem Anlass während meiner Feldforschung Nachbarn, die dieser Einladung jedes Jahr folgen. Die freundlichen, von gegenseitigen Interesse geprägten und dennoch etwas steifen Gespräche offenbarten das Paradox, dass die Gäste hier die eigentlichen

Diese Abgrenzung und das geringe Wissen über die lokalen Lebensbedingungen – vor dem Hintergrund, dass das Europakolleg Vollverpflegung und Unterkunft⁴ – enthebt die Studierenden der Notwendigkeit, sich mit den Rahmenbedingungen des Alltags in Belgien und Polen auseinander zu setzen. Zwar haben sie durch gelegentliche Einkäufe ein ungefähres Wissen über Preisniveaus, doch nur die wenigsten Studierenden haben soziale Kontakte außerhalb der Kollegs. Anne, eine meiner Gesprächspartnerinnen in Natolin, singt in einem Warschauer Chor und hält sich oft außerhalb des Campus auf. Auch wenn sie das als Bereicherung und Ausgleich wahrnimmt, schildert sie mir doch, dass sie damit eine Ausnahme ist und sich durch ihre häufige Abwesenheit gerade an den unterrichtsfreien Abenden auch zu einer Außenseiterin in der *community* der Studierenden gemacht hat. Eine meiner Brügger InterviewpartnerInnen berichtet davon, dass sie regelmäßig Kontakte außerhalb der *College community* gesucht und sich einer Volleyball-Mannschaft angeschlossen habe. Sie sei nach einiger Zeit immer seltener und schließlich gar nicht mehr zum Training gegangen, da es mit dem unregelmäßigen und wöchentlich sich ändernden Stundenplan zum einen und zum anderen mit der Verständigung schwierig gewesen sei: Innerhalb der Mannschaft sei auf Flämisch kommuniziert worden – sie aber spräche neben ihrer Muttersprache Italienisch nur Französisch und Englisch.⁵ Natoliner Studierende erklären mir, dass sie den Campus nur ein oder zwei Mal pro Monat verlassen – zum einen sprächen sie die Sprache nicht, so dass Gespräche mit neuen polnischen Bekanntschaften ohnehin nur an der Oberfläche bleiben könnten. Zum anderen fallen die Stipendien in ihrer Höhe unterschiedlich aus und setzen folglich dem Bewegungsradius und der Teilhabe am städtischen (Konsum-)Alltag Grenzen. Diese Budgetgrenzen sind für Stipendiaten aus dem östlichen Europa enger gesetzt als für solche aus Westeuropa (aus rumänischer Sicht ist auch Polen teu-

Gastgeber sind: Sie kennen nicht nur die Stadt besser, sondern haben durch die jährlich wiederkehrenden Besuche im Wohnheim in ihrer Nachbarschaft auch einen besonderen, »etischen«, Blick auf das Kolleg entwickeln können. Für sie ist jeder Studierendenjahrgang Teil einer langen Abfolge von Studierendengenerationen, während für die Studierenden selbst der »emische« Blick auf die Besonderheit des eigenen Jahrgangs dominiert. Vgl. FTB vom 6. Oktober 2004.

- 4 Etwa wenn der Ehepartner oder Kinder für den Zeitraum des Studiums mit in die Stadt ziehen, wohnen die Studierenden extern. Das ist nur bei wenigen der Fall.
- 5 FTB 16. Juni 2004.

er), wenngleich die polnischen Studierenden in Brügge etwa mit einem als großzügig empfundenen »Taschengeld«⁶ ausgestattet sind. Die Abhängigkeit von der Institution und der Kolleg-Gemeinschaft, in die sie sich aus freiem Willen begeben haben, ist den Studierenden sehr bewusst:

»I think it is weird that both campuses of the College are in countries which languages are not commonly spoken ... This makes students even more dependent upon each other, apart from the fact that we're already so dependant on the College: they feed us, they give us a place to sleep, it's in the residences we have our parties ...«⁷

Die sich hier andeutende soziale Ab- und Eingrenzung findet ihre Entsprechung in der räumlichen Situation des Europakollegs. Die Entscheidung für die beiden Standorte – Gebäude in einem umzäunten Landschaftspark nach englischen Vorbild in Natolin, Gebäude in der Altstadt des mittelalterlichen Handelsknotenpunkts Brügge – fiel nicht zufällig. Die vielfältigen Assoziationen, welche die Historie des jeweiligen Ortes, die symbolische Sprache von Architektur und stadträumlicher Lage hervorrufen, beeinflussten bewusst oder unbewusst die Wahl eben dieser beiden Standorte. Sie prägen auch bis heute das nach innen wie an die Öffentlichkeit getragene Selbstbild. Doch wie wirken das architektonische *setting* des Kollegs einerseits und das Ideal und die Wirklichkeit der *College community* andererseits zusammen?

6 FTB vom 14. Juni 2004.

7 FTB vom 4. Oktober 2004.

Brügge

Dem Gründungsmythos des Europakollegs zufolge wurde die Stadt Brügge als Standort ausgewählt, weil ihre Rolle als alter Handelsknotenpunkt und die Spuren mittelalterlicher Kommunikations- und Warenströme noch sichtbar waren und die Stadt auf historische Vorläufer der Europäischen Integrationsbestrebungen verwies. Der ehemalige Rektor Lukaszewski betont ferner die Ähnlichkeit mit Oxford, die seiner Meinung nach eine große Rolle gespielt habe:

»The first propaganda leaflets that were distributed after the creation of the College were proclaiming that the Bruges institution has the vocation to become the Oxford of Europe, which means: an important institution as far as the intellectual caliber of work is considered, as well as numerically important, accepting many people and so on... Salvador de Madariaga, who launched this idea during the Hague Congress spent long years at Oxford – as he was a Spanish exile. And Bruges with historical monuments and atmosphere reminded him of Oxford. So he wanted to place the institution in a town where students could be in contact with Europe's great past: historic, artistic, and so on.«⁸

Heutige Studierende werden zu Beginn des akademischen Jahres im Festsaal des Rathauses vom Bürgermeister der Stadt empfangen und erhalten dort auch Informationsmaterial über die Geschichte der Stadt (vgl. etwa Vandewalle 2002). In den ausliegenden Publikationen wird auf die Hoch-Zeit Brüggens im Mittelalter verwiesen, als die Stadt wichtigster Handelsstützpunkt der Hanse war und die Familie der Medici mit einer Filiale ihres Bankhauses in der Hafenstadt ansässig war. Gegen Ende des Mittelalters war Brügge mit rund 45 000 Einwohnern eine der größten Städte in Europa – übertroffen lediglich von Gent, Paris und einigen Städten in Norditalien. Hier kreuzten sich Warenströme und die Wege von Händlern. Bis heute prägen Gebäude die Altstadt, die den Händlern als Anlaufpunkte dienten. Nicht erst, seit Brügge im Jahr 2002 europäische Kulturstadt war, sind die Schlagworte »Medici« und »Hanse« Symbole und Topoi, mit denen die Stadt sich als ein Ort europäischer Kulturbegegnung und -transfers präsentiert. In Begegnungen und Transaktionen zwischen Kaufleuten, Klerus und Adel in der prosperierenden Stadt sahen offenkundig auch die Gründer des Europakollegs ein historisches Vorbild für ein Europa, dessen Entstehung sie durch die Gründung des Kollegs fördern wollten. Wie damals sollte dieses »neue« Europa nach dem Zweiten Welt-

8 FTB vom 19. Dezember 2005.

krieg durch alltägliche Begegnungen – und keinesfalls zufällig handelt es sich dabei zunächst um *Wirtschaftsbeziehungen* – an einem konkreten Ort entstehen und wachsen. Die »Gründerväter« des Europakollegs und der Europäischen Integration der Nachkriegszeit⁹ stärkten ihre Vision eines geeinten Wirtschaftsraums durch assoziative Bezugnahme auf die Historie. Der erste Rektor des Kollegs, Henri Brugmans, erinnert sich so an die Anfänge der Bildungseinrichtung:

»Pour le ›home‹, nous louâmes un hôtel, qui a disparu depuis. Beaucoup plus tard, un autre hôtel fut construit à cet endroit. Fait curieux. Son ouverture fut retardée parce qu'en creusant, on découvrit les fondements d'un château comtal, datant du haut Moyen Age. C'est bien là l'Europe: partout où l'on creuse, on trouve des restes d'une passé révolu.« (Brugmans 1993: 302f.)

Mit diesem Verweis auf die unter dem modernen Fundament eines Kolleggebäudes verborgenen hochmittelalterlichen Gemäuer illustriert Brugmans sein Europabild und die Rolle und Aufgabe, die das Europakolleg aus seiner Sicht im europäischen Integrationsprozess hat: Es gelte, sich der vorhandenen Grundmauern zu erinnern, auf sie nicht nur ganz konkret neue, große Gebäude zu setzen, sondern vor allem symbolisch Räume zu schaffen. Brügge schien dafür besonders geeignet zu sein.

Man muss nicht einmal graben, um sich auch heute die Historie der Stadt zu vergegenwärtigen. Das Hauptgebäude des Europakollegs, in dem sich die Unterrichtsräume, die Bibliothek, Büros der Mitarbeiter und die Verwaltung befinden, liegt unweit des großen Marktplatzes im Zentrum der Altstadt an einem der kleinen Kanäle, die Brügge durchziehen. Sitzt man in einem der Seminarräume oder im Hörsaal, fällt der Blick durch die Fenster auf eine ganze Reihe der vom damaligen Reichtum zeugenden, kleinen Palästen ähnelnden Gebäude, die das Ufer säumen. Die Kantine und die Wohnheime, von denen einige in denkmalgeschützten Patrizierhäusern untergebracht sind, befinden sich in fußläufiger Entfernung. Brügges Altstadt blieb von Kriegszerstörungen weit gehend verschont, so dass man sich heute durch gewundene Gassen entlang mittelalterlicher Backsteinensembles bewegt. Das dunkle, matte Rot des Backsteins, gedecktes Grün und Braun prägen das Stadtbild – bis hin zu den Imbissbuden auf dem Marktplatz. An vielen Gebäuden sind Flaggen und Wappen angebracht. Sie verweisen auf die Bilderwelten aus Werken der flämischen bzw. niederländi-

9 Dass die Personenkreise sich durchaus überschneiden, wurde in Kapitel 1 gezeigt.

schen Malerei des späten Mittelalters, deren Entstehung und Opulenz ohne materiellen Wohlstand nicht denkbar gewesen wäre. Sie sind eng mit der Geschichte Brügges verbunden und tragen zur Repräsentation der Stadt als einem etablierten »europäischen Ort« bei.

Durch diesen Altstadt kern, der selbst in der Haupteinkaufstraße mit Filialen der großen Bekleidungsketten und hochpreisigen Designerläden noch seine Historie wach zu halten vermag, drängen an einem gewöhnlichen Wochentag die Einwohner neben Touristen zu Fahrrad oder zu Fuß, auf dem Fahrrad, im Auto oder Bus. Dabei geben jedoch touristische Pferdekutschen oftmals das Tempo vor und sorgen mit Geruch und Geräuschen für die Gleichzeitigkeit von Gegenwart und (geschäftstüchtig inszenierten) Repräsentationen der Vergangenheit.

Die knapp 300 Brügger Studierenden des Europakollegs sind in unterschiedlichen Wohnheimen untergebracht. Diese liegen in der Altstadt verteilt und in fußläufig überwindbarer Entfernung zueinander. In jedem der Gebäude sind einige Dutzend Studierende untergebracht, *Oude Zak* ist mit rund 60 Bewohnern das größte unter ihnen. In den Wohnheimen gibt es je einen Speisesaal, in denen die Studierenden frühstücken, und mit Ausnahme des Wohnheims *Garenmarkt* (in dem sich auch die Kantine befindet) auch einen oder mehrere Aufenthaltsräume. Die Studierenden wohnen in Einzelzimmern, die ihnen in einem Losverfahren zugeteilt werden. Die Zimmer sind von unterschiedlicher Größe und variieren auch in ihrem Ausstattungsstandard: einige verfügen nur über ein Waschbecken im Schrank, andere über ein eigenes Bad; einige sind vor kurzem renoviert und neu möbliert worden, während in anderen Zimmern der letzte Farbanstrich in hellem Beigebraun augenscheinlich in den 1980er Jahren aufgetragen wurde.

Da die Studierenden keinen Einfluss auf die Zuteilung der Zimmer haben und nur in Einzelfällen (z.B. bei Allergien) ein Umzug möglich ist, führt die zufallsgesteuerte Zuteilung zu einigem Unmut unter den Studierenden. Verstärkt wird er noch aufgrund der Tatsache, dass nicht alle ein Stipendium erhalten, sondern dass einige die Studiengebühren, in denen auch Kost und Logis enthalten sind, aus eigener Tasche finanzieren.¹⁰ Unfreiwillig werde ich nach einem Interview mit ei-

10 Rund 80 Prozent erhalten ein Stipendium, das in seiner Höhe zwischen einem kleinen Zuschuß zu den Studiengebühren bis hin zur kompletten Übernahme von Studiengebühren, Kost und Logis variiert. Rund 20 Prozent der Studierenden finanzieren ihr Studium vollständig aus eigenen

nem Kollegmitarbeiter Zeugin eines Gesprächs, in dem sich zwei Studentinnen wenige Tage nach Beginn des akademischen Jahres unter Tränen darüber beschwerten, dass ihnen die Tag und Nacht lautstark ins Schloss fallende Tür und die Nachbarn in ihrem hellhörigen Zimmer den Schlaf und den letzten Nerv rauben. Andere wiederum fühlen sich gerade in einem Wohnheim wie *Gouden Hand*, dessen Renovierung ansteht, besonders wohl – wenngleich sich dort die Duschen auf dem Gang befinden und die Stockwerke deshalb geschlechtergetrennt belegt wurden. In den Korridoren stehen Wäscheständer, entfernt ist das Brummen einer Waschmaschine oder eines Wasserkochers zu hören. Die Zimmertüren sind beklebt mit Postkarten, Postern oder Fotos und ergänzen die Namensschilder um persönliche Informationen über den Bewohner. Die Dekoration der Vorjahre musste an die Flurwände weichen, dort hängen nun Postkarten mit Stadtansichten neben allmählich verbleichenden Hochglanzpostern, die griechische Inseln oder ein Alpenpanorama zeigen. Während einige Studierende ihre Zimmer hauptsächlich zum Schlafen nutzen und tagsüber in der Bibliothek schreiben, lesen und auf Prüfungen lernen, ist das Wohnheim für die meisten neben der Kantine ein sozial bedeutsamer Ort, den sie abends ähnlich wie Stefan P. nutzen: »Man geht hoch in sein Zimmer, redet auf dem ersten Flur mit jemandem, dann auf dem zweiten Flur mit jemandem, denn auf dem dritten – dann ist der Abend schon vorbei und man weiß gar nicht so richtig, was man eigentlich gemacht hat.«¹¹ Tagsüber haben viele der Studierenden feste Plätze in der Bibliothek, von der aus mittags die Kantine angesteuert wird und in deren vorgelegertem Zeitungsleseraum man sich zur Kaffeepause trifft. Die Unterrichtsräume und die Bibliothek sind auf einen begrünten Innenhof ausgerichtet, in dem sich im Sommer Lerngruppen zu den Rauchern gesellen. Die Wochentage folgen einem Rhythmus, der sich nur sonntags, wenn die Kantine kein Mittag- und Abendessen anbietet, ein wenig ändert. Eine Assistentin, zu deren Studienzeiten jeden Tag Mahlzeiten angeboten wurde, begrüßt dies – für sie sei es erst jetzt wieder möglich geworden, Beginn und Ende einer Woche auszumachen.¹² Wohnheime, Kantine und Hauptgebäude sind die markantesten Punkte in der *mental map* der Studierenden, zwischen denen sie sich täglich hin- und herbewegen.

Mitteln. Ein Trend der letzten Jahre scheint es zu sein, Vollstipendien in zwei oder mehr Teilstipendien aufzusplitten.

11 FTB vom 3. Februar 2004.

12 FTB vom 18. Februar 2004.

Natolin

Die desegregierten Lebenssphären in dieser totalen Institution und die soziale Kontrolle über Raum und Zeit, über die Körper der Studierenden und ihre Handlungen kennzeichnen den polnischen Campus nicht weniger als den belgischen: Natolin, am Rande Warschaus gelegen und vom Stadtzentrum mit der U-Bahn zu erreichen, ist einer der wohlhabenderen Wohngegenden in der polnischen Hauptstadt. Einige Gehminuten von der U-Bahnstation entfernt, vorbei am gigantischen *Tesco*-Supermarkt, an Reihen von mehrstöckigen Wohnblocks und an der *International School*, die viele Diplomatenkinder besuchen, liegt hinter einem hohen Zaun der Park Natolin. Ein Pförtner gewährt mir Zugang zum Parkgelände. Als angemeldeter Gast wird mir ein vorläufiger Ausweis ausgestellt, einfach ausgeschnitten aus farbigem Papier und handschriftlich mit meinem Namen versehen. Im vorderen Teil des Geländes reihen sich gleich hinter der Auffahrt und dem Parkplatz mehrere Gebäude aneinander. Ich passiere zunächst das niedrigere Ensemble, vor dem Studierende in kleinen Gruppen an Holztischen sitzen und essen – das Restaurant. Rechts daneben ein mehrstöckiges Gebäude – nach Pawel Wlodkowic¹³ benannt und Unterkunft für einen Teil der Studierenden. Einige Meter dahinter liegt ein weißes Gebäude, das wie eine Stadtvilla aussieht. Dorthin, zur hiesigen Verwaltung des Kollegs, hatte mich der Pförtner verwiesen. Von dort werde ich zu meiner Unterkunft in dem neueren und gleich nebenan gelegenen Gebäude *Retinger*¹⁴ geführt, das sich in die Ecke des Parkgeländes fügt. Von meinem Zimmer habe ich einen Blick auf Bäume und den umgebenden Zaun. Soeben kommen zwei Wachmänner mit Walkie-Talkies auf ihrem Fahrrad vorbei.

Hinter dieser Kette von Gebäuden schließen sich um eine Freifläche herum weiß gestrichene ehemalige Stallgebäude an, in denen nun unter anderem die Bibliothek und Unterrichtsräume für die knapp 120 Studierenden untergebracht sind. An der Rückseite öffnet sich der Blick auf einen waldähnlichen und im frühen 19. Jahrhundert nach

13 Pawel Wlodkowic (ca. 1369- ca. 1436) war polnischer Diplomat und Jurist, der vor allem durch seine Überlegungen im Bereich des Kirchenrechts in die Geschichte einging.

14 Józef Hieronim Retinger (1888-1960) war polnischer Literaturwissenschaftler und politischer Berater. Er war Mitorganisator der Bilderberg-Konferenzen, deren Ziel ein informeller und diskreter Austausch in »privater« Atmosphäre zwischen führenden Politiker, Beamten, Bankiers und Industriellen beiderseits des Atlantiks war und ist.

englischem Vorbild angelegten Landschaftspark, durch den sich ein Rundweg und mehrere Pfade ziehen. Der Landschaftspark, in dem seit den frühen 1990er Jahren die Wohn- und Unterrichtsräume des Campus Natolin untergebracht sind, will die kulturhistorischen Verbindungen Polens nach England und in die klassische Antike aufzeigen und fügt sich gleichsam als Beleg in die vielerorts anzutreffende, wirkmächtige, doch der Bevölkerung nicht durchweg mitgetragenen Argumentation ein, der zufolge Polen mit dem EU-Beitritt am 1. Mai 2004 nun endlich in seine europäische »Familie« zurückgekehrt sei.

Die Routen führen an griechisch anmutenden Tempelruinen und an weit aufragenden Fragmenten eines Aquädukts vorbei, schlängeln sich zwischen hoch aufragenden Buchen über kleine Brücken und an einer Teichanlage entlang. Hier joggen viele Studierende morgens vor dem Frühstück oder abends nach dem Unterricht, hier suchen sie auch einen Rückzugsort für Gespräche, die sonst niemand hören können soll. Da die mögliche Wegstrecke jedoch insgesamt kaum länger als ein paar Kilometer ist und sich die Wege kreuzen, ist die Wahrung einer Privatsphäre auch hier nur schwer möglich.

Betritt man das Gebäude *Retinger*, in dem neben den Zimmern von Studierenden auch Räume für Seminare und ein großer Hörsaal untergebracht sind, fühlt man sich für einen kurzen Moment in ein Foyer im Brüsseler Europaviertel versetzt: Durch eine sich über mehrere Stockwerke erstreckende Glasfassade fällt Licht auf glänzenden Marmor und spiegelt sich in den Metallbeschlägen. Um den gläsernen Fahrstuhl im Zentrum des Raumes, der die drei Etagen miteinander verbindet, windet sich eine Treppe. Im Keller von *Retinger* befindet sich eine Bar, die nicht nur für Parties, sondern auch für selbst organisierte Kurse (z.B. in der brasilianischen Tanz- und Kampfkunst Capoeira) genutzt wird. Anders als in Brügge, wo die Wohnheime mit dünnen Wänden und schiefen Fußböden, ungewöhnlichen Grundrissen, historischen Fassaden voller Patina unentwegt die Geschichte der Stadt vergegenwärtigen, formulieren die hier verwendeten hochwertigen Materialien mit ihrer kühlen Strenge und Funktionalität viel eher den Anspruch auf eine zukünftige Rolle und angestrebte Außenwahrnehmung. Dem entspricht auch die selbst im Vergleich mit den neueren Datums renovierten Zimmern in Brügge beinahe luxuriöse Ausstattung der Zimmer mit eigenem Bad, hochwertigen Möbeln und Gästematratze. Sowohl die Unterkünfte als auch die Einrichtung der Unterrichtsräume und des Restaurants – ganz zu schweigen vom Speiseplan – veranlassen insbesondere meine polnischen Gesprächspartner zu betonen, dass man sich hier »nicht in Polen« befinde. Eine meiner Interviewpartnerinnen schildert mir, dass die Nachbarn außerhalb des den Park umgebenden

Zaunes glaubten, es handele sich um eine Diplomatenschule – es sei sogar das Gerücht umgegangen, hier werde der Nachwuchs für eine religiöse Sekte rekrutiert und ausgebildet.¹⁵ In der Tat scheint wenig bekannt zu sein, dass sich hinter dem Zaun das Europakolleg befindet – erst, als ich an der Bushaltestelle nach dem »Park Natolin« frage, kann mir schließlich eine Passantin den Weg weisen. Gerade dieses scheinbare »Geheimnis«, das sich in den Kolleggebäuden in Natolin abspielt, scheint aber über seine anekdotische Qualität hinaus nicht unerheblich für die Angehörigen der Natoliner *College community* zu sein: Es stärkt den Zusammenhalt als Gruppe und das schärft das Selbstbild durch eine (zumindest temporäre) gemeinsame »Bestimmung« (2000: 213ff.).

Die knapp skizzierte räumliche Situation des Europakollegs deutet es an: »Raum« ist keine »Oberfläche«, auf der sich sozialer Alltag und gesellschaftliche Entwicklungen abspielen. Er ist vielmehr ein *aktiv genutztes Medium*, eine Dimension, in der soziale, politische und kulturelle Konstellationen und Geschehnisse alltäglich (mit)erschafft und etabliert werden. In seiner Abgeschlossenheit lässt es Ähnlichkeiten zu US-amerikanischen Campus-Universitäten erkennen, deren Unterkünfte oftmals wie Internate organisiert sind. Darin liegt ein signifikanter zum »klassischen« Ideal der europäischen Universitäten, die nicht das studentische Kollektiv als sozialen Körper, sondern die im Einzelstudium den intellektuellen Neigungen nachgehenden Immatrikulierten im Blick hatten.

Inseln im Stadtraum: eine *eurogénération on the move* sitzt fest

Die Insellage der beiden Kollegsstandorte unterstützt eines der Ausbildungsziele: die Bildung eines Gruppenzusammenhalts, einer Gemeinschaft. Abgeschiedenheit vom Alltag einer regulären Universität und von Großstadtheftik und -infrastruktur bringen auch den Schwund von Anonymität mit sich – Brügges Innenstadt ist ebenso überschaubar wie der Stadtteil Natolin, und als Mittzwanziger oder Mittdreißiger wird man schnell – und meist korrekt – der *College community* zugeordnet.

Damit korrespondierend hat sich auch im EU-Machtfeld in Brüssel und wo das Europakolleg ein Begriff ist, eine Redeweise herausgebildet, in der das Kolleg und die Stadt synonym werden: Die Frage, ob

15 FTB vom 23. April 2004.

jemand »in Brügge« studiert habe, zielt auf das Europakolleg ab – die Stadt, die dabei vor dem inneren Auge erscheint, entspricht der Altstadt Brügges. Natolin ist dort noch nicht zum allgemein verständlichen *pars pro toto* geworden. Außerhalb »ihres« Areals bewegen sich selbst diejenigen unter den Studierenden, die ein Fahrrad besitzen, nur selten: zum gelegentlichen Einkauf in einem großen Supermarkt, auf dem Weg zur belgischen Küste, in die Warschauer Innenstadt bzw. nach Brüssel, per Sammeltaxi zu einer der selbst organisierten Parties am Brügger Stadtrand. In Natolin gehört über diese gelegentlichen Anlässe hinaus eine mehrtägige Studienfahrt zum Programm, die etwa auf den Balkan oder ins Baltikum führt.

Insbesondere in der wärmeren Jahreszeit und an Wochenende ist die Bewegungsfreiheit den Routen durch die Innenstadt Brügges eingeschränkt durch die Ströme von Tagestouristen, die sich zu Fuß oder in zweispännigen Kutschen über das Kopfsteinpflaster bewegen. Diese Besucher, meist gehobenen Alters, verlassen die Stadt zum Abend hin wieder, so dass dann Ruhe in die engen, verwinkelten Gassen einkehrt. Dann wird deutlich, dass das Europakolleg sich in Brügge – trotz der Nähe zu Brüssel – in einer eher kleinstädtischen und abgeschiedenen Lage befindet. Genau dies scheint, folgt man der Einschätzung meiner Gesprächspartner und anderer Beobachter, von Anfang an gewollt gewesen zu sein:

»Bruges a été choisie à cause de son isolement par les fondateurs du Collège, bien que cet événement soit généralement occulté de nos jours. Or l'isolement, le fait que les individus vivent dans une petite ville en tant que seuls étudiants de cycle supérieur, est un élément majeur constitutif d'une sociabilité spécifique. De l'augmentation des effectifs découle une rupture de l'unité relative du groupe, et l'émergence de sous-groupes de référence jusqu'à la période actuelle.« (Schnabel 2002: 256)

Nach den Orten befragt, die die Studierenden in Brügge am häufigsten aufsuchen, geben die meisten von ihnen ihr Wohnheim, das Hauptgebäude, die Kantine und eine Handvoll von Cafés, Kneipen oder günstiger Imbisse und Restaurants an. Die Wege durch die Altstadt führen sie natürlich auch in die Unterkünfte ihrer Kommilitonen und viele von ihnen – immer donnerstags – in die Kellerbar, welche Studierende in Eigenregie und unter jährlich wechselndem Namen im Wohnheim *Gouden Hand* betreiben: Das Barkomitee der *promotion* John Locke 2003/04 wählt den Namen *John's Locker*, die nachfolgende *promotion* Montesquieu tauft die Bar nach dem neuen Präsidenten der EU-Kommission *Bar Rosso*. Als ich mich mit Sonja H. nachmittags an

einem Ort außerhalb des Kollegs zum Interview treffen möchte, fällt ihr etwa sechs Monate nach Beginn ihres Studiums auf Anhieb kein Café ein, in dem wir uns treffen könnten – sie habe nur selten die Gelegenheit, sich »raus« zu bewegen. Als sie während des Interviews noch einmal darauf zu sprechen kommt, berichtet sie mir von einem Restaurantbesuch mit einem Kommilitonen außerhalb des Altstadt-rings vor wenigen Tagen. Dort habe sie an sich selbst registriert, wie aufmerksam sie im Alltag darauf achte, dass nicht der Tischnachbar ein Gespräch mithört, das nicht für seine Ohren bestimmt sei. Erst im Laufe des Abends sei ihr klar geworden, dass die anderen Gäste des Restaurants gar kein Interesse an Interna des Europakollegs gehabt hätten, sondern dass sie ganz anderen sozialen Welten angehörten: Das Europakolleg sei plötzlich wieder auf Normalgröße »geschrumpft« und nicht länger Nabel der Welt gewesen. Das hingegen sei, so Sonja H. bei einer anderen Gelegenheit, wohl das eigentlich »Elitenhafte – dass man dieses Leben eben für völlig normal und selbstverständlich hält« und keine Notwendigkeit bestehe, sich an unbekannten Orten oder in anderen Milieus zu bewegen.¹⁶

Franziska hat eine Strategie entwickelt, um eine körperliche und gedankliche Distanz zum sozialen Milieu des Europakollegs immer wieder neu herzustellen: Sie beschreibt mir, wie sie häufig ganz bewusst auf Umwegen durch Brügge von ihrem Wohnheim zur Kantine oder zum Seminarraum gehe, um nicht auf einer der Haupttrouten alle paar Meter Kommilitonen zu treffen. Sie wolle damit auch dem Zwang aus dem Weg gehen, ständig jemanden grüßen zu müssen, der ihr begegnet. Thibault, einer ihrer Kommilitonen, benutzt sehr wohl diese Haupttrouten, die sich auf dem Marktplatz kreuzen. Er berichtet am Frühstückstisch, dass er bei abendlichen Spaziergängen manchmal seine Kopfhörer aufsetze und laut Musik aufdrehe. Über Nachfragen, warum er Mitstudenten nicht grüße, denen er dabei auf den schmalen Gehwegen begegne, ärgert er sich – schließlich sei das sein Versuch, ein wenig ungestörte Privatsphäre zurückzuerobern. Eric D. erklärt mir, dass er am liebsten sehr früh morgens oder spätabends seine Joggingrunden durch den Park Natolin drehe – immer dann, wenn die Wahrscheinlichkeit einer Begegnung am geringsten sei. Goffman nennt dies »situational withdrawal« und das Festhalten an einer »intransigent line«, jenseits der die Kooperation (und Kommunikation) verweigert werde (Goffman 1961: 61ff.). Gerade diese Grenze zwischen individueller Privatsphäre und institutionellen Ansprüchen scheinen viele Studierende nur schwer aufrecht erhalten zu können.

16 FTB vom 15. Mai 2004.

Matthew A., ein Student aus den Vereinigten Staaten, formuliert seine Wahrnehmung folgendermaßen:

»We live pretty isolated here in Bruges... and this isolation creates a self-reinforcing community. I mean, there are no other students here, but mostly tourists, and there is hardly any contact between us and the people from Bruges. You are locked inside a discourse, yes, really locked inside this EU discourse day and night.«¹⁷

Matt sieht einen Zusammenhang zwischen der räumlichen Isolation des Kollegs, den nur sporadischen Kontakten mit der Lokalbevölkerung und der Omnipräsenz dessen, was er den »EU-Diskurs« nennt. Er bringt auf den Punkt, dass akademische Lehrinhalte, soziales Handeln und körperliches Empfinden am Europakolleg aufs Engste miteinander verwoben sind: Es gibt an diesem Ort und in dieser *knowledge community* nur wenige Rückzugsmöglichkeiten. Deshalb kamen in den Interviews und Gesprächen immer wieder die »Fluchtbewegungen« zur Sprache¹⁸ – eine meiner Interviewpartnerinnen berichtete mir davon, wie sie in den ersten Studienwochen erst dann aufatmen konnte, wenn sie am Freitagabend im Zug nach Brüssel zu ihrem Freund saß. Zunächst erschrocken, dann erleichtert stellte sie fest, dass im gleichen Waggon Kommilitonen saßen, denen es offenkundig genauso ging. Auch Eric D. findet es wichtig, die *College community* regelmäßig zu verlassen, um den Blick wieder zu weiten, und er fährt mindestens einmal im Monat über das Wochenende nach Hause oder zu Freunden.¹⁹ Kati P. diagnostiziert an sich selbst gar einen Realitätsverlust, der ihr erst aufgefallen sei, als sie sich außerhalb des Kolleg-Milieus bewegte:

17 FTB vom 11. Februar 2004.

18 Und diese von mir nicht forcierte Thematisierung deutet an, dass viele meiner GesprächspartnerInnen die Gelegenheit nutzten, mir als einer informierten Außenstehenden ihren Befindlichkeiten zu schildern. Einige Interviewte plädierten gar dafür, dass das Kolleg eine psychologische Betreuung anbieten solle. Als einziger etablierte Gesprächspartner, der eine Außenperspektive innehatte und dennoch wusste, welchem sozialen Druck die Studierenden ausgesetzt seien, käme der Pfarrer in Frage – jedoch nur für diejenigen, die ihren katholischen Glauben praktizieren. In Gesprächen mit mehreren Teilnehmern traten solche Schilderungen in den Hintergrund, stattdessen wurde betont, wie bereichernd das Studium sei und wie viel Spaß man habe.

19 FTB vom 8. und 17. Februar 2004.

»I realized this when I went home for Christmas... I told them about my courses, the Draft Constitution for example ... and I used all these terms, comitologie, ... and it took quite a while until I could explain to them what I am doing here. I had to use different words, the words I use here are totally different. You have all these short cuts and acronyms. I mean, we have a really weird existence here. I realized this one Friday night at two o'clock... I was preparing a paper for the simulation game... And suddenly I thought: What the hell am I doing here in the middle of the night... preparing a paper?!«²⁰

Das Wegfallen zeitlicher und räumlicher Grenzen *innerhalb* des Kollegs, die sowohl Matthew A. als auch Kati P. beschreiben, geht mit auch von ihnen umso deutlichere empfundenen zeitlichen und räumlichen Abgrenzungen zur Außenwelt einher – beides hat Goffman als Zeichen einer »Diskulturation« bezeichnet (Goffman 1961: 12).²¹ Die an beiden Kollegstandorten scharf gezogenen Grenzen zwischen »Innen« und »Außen« führen dazu, dass eine durch Mobilität charakterisierte Studierendengeneration plötzlich an einen Ort gebunden wird, an dem die Akteure gleichzeitig anwesend sind und zudem weitgehend synchronisierte Tagesabläufe haben. Die »Ortlosigkeit«, die die Studierenden aus ihren routinierten Bewegungen durch die realen und virtuellen Welten von Auslandssemester und Internet kennen, wird dennoch wieder hergestellt. Obgleich sie sich Tür an Tür befinden und sich mehrfach täglich ihre Wege kreuzen, nutzen die Studierenden das kolleginterne Intranet, um sich untereinander zu verabreden, Seminare vor- oder nachzubereiten und nicht zuletzt *übereinander* zu kommunizieren. Gerüchte verbreiten sich in Windeseile, Informationen werden nicht mehr von Mund zu Mund weitergereicht, sondern erreichen alle Ohren gleichzeitig. Vermutlich nährt sich die Popularität des Intranets nicht nur aus seiner Funktionalität, sondern weil es von der allgegenwärtigen sozialen Nähe zu abstrahieren erlaubt. Plötzlich könnte der Empfänger einer e-Mail, der im Nachbargebäude an dem gleichen Schreibtisch an einer Hausarbeit zum gleichen Thema wie der Absender arbeitet, auch am anderen Ende der Welt sitzen. Nähe und

²⁰ FTB vom 11. Februar 2004.

²¹ Der der Argumentation Goffmans zugrundeliegende Kulturbegriff ist aus heutiger und aus kulturanthropologischer Sicht problematisch, suggeriert er doch, dass man sich eine Kultur »aneignen«, sich ihr wieder »entledigen« oder sie einem »abhanden« kommen kann. Dies soll hier jedoch nicht Thema sein. Es geht mir um das offensichtliche Spannungsverhältnis zwischen der sozialen Innen- und Außenwelt.

Distanz weisen sich hier als besser kontrollierbar auf und ermöglichen, sich von der Insel zu entfernen, ohne den eigenen Körper zu bewegen.

Rhythmus, Regeln, Rituale: Das Studienjahr

Das akademische Jahr am Europakolleg folgt einem mit wiederkehrenden Ritualen deutlich markierten Takt und Tempo. In Festakten und Gastvorträgen wird der institutionelle Rhythmus des Kollegs sicht- und spürbar. Gleichmaßen sind es das täglich zur gleichen Zeit in den Residenzen bereit gehaltene Frühstück, die sich nach stets dem gleichen Muster vollziehende Ausgabe neuer Bettwäsche und Handtücher, die wöchentlich neu ausgehängten Stundenpläne und die festen Unterrichtsintervalle, mit denen sich die Institution in die Körper der Studierenden einschreibt. Große Ereignisse unterliegen ebenso wie »kleine« Alltagspraxen einem vorgegebenen Tempo; die Bewegungen unterliegen einer »temporale[n] Ordnung internatsschulischer Sozialität«:

»Die Institution bringt ihre Objekte über zeiträumliche Zuordnungen immer wieder zusammen und führt sie auseinander. [...] Zeit wird eingesetzt als eine Aufeinanderfolge von Intervallen [...], die periodisch sind. Periodische Zeit ist Zeit als Wiederholung, d.h. ständige Wiederkehr immer gleicher Zeiträume und die Zuordnung der Objekte zu ihnen.« (Kalthoff 1997: 240f.)

Den Auftakt und ersten Höhepunkt des akademischen Jahres bildet die Eröffnungszereemonie, die unter Anwesenheit der Kollegleitung, der DirektorInnen der *departments*, der Assistenten und aller Studierenden im größten Hörsaal des Hauptgebäudes stattfindet.²² An einem Septembermorgen füllen sich dort ab halb zehn allmählich die Reihen – bereits jetzt beginnt die Luft allmählich knapper zu werden, denn der Saal ist kaum für rund 300 Personen ausgelegt. Angeregtes Lachen und Stimmengewirr liegen in der Luft, die Studierenden mustern sich gegenseitig und blicken erwartungsvoll in die Runde. Als beinahe alle Studierenden Platz genommen haben, betreten die AssistentInnen – allesamt Absolventen der vorangehenden Jahrgänge – ernst blickend durch den Mittelgang den Saal. Sie tragen Anzug bzw. Hosenanzug und sind damit formeller gekleidet als die meisten Studierenden, von denen einige ähnlich, viele jedoch in Jeans und T-Shirt erschienen sind. Die Kollegleitung sammelt sich neben dem Podium und betritt es

22 FTB vom 15. September 2004.

geschlossen, als Rektor und Vizerektor eintreffen. Im Hintergrund hängt eine Europaflagge, daneben ist das Wappen des Kollegs an der Wand angebracht. Langsam sinkt der Geräuschpegel. Der Rektor setzt zu seiner Begrüßungsrede an, in der er zunächst den *College spirit* preist und auf die langjährige Tradition hinweist, die das Europakolleg gegenüber seinen Konkurrenten auszeichne. Das allein, so fährt er fort, sei jedoch kein hinreichendes Argument für ein Studium am Europakolleg – entscheidend seien die 281 Studierenden in Brügge in 123 in Natolin selbst, ohne sie kein Kollegsleben und -geist. In den nächsten Minuten verliert er die alphabetische Liste aller 37 europäischen und 6 außereuropäischen Länder einschließlich der Anzahl der Studierenden, die aus ihnen kommen. Sowohl bei den besonders zahlreich vertretenen Ländern (wie Italien oder Frankreich) als auch den nur durch einen Studierenden repräsentierten Ländern (zum Beispiel die Färöer) geht ein Raunen durch den Saal, Blicke suchen nach gegenseitigen Erkennungsmerkmalen, die jedoch nur schwer auszumachen sind.

Die Stimmung wird gelöster, gelegentlich brandet Gelächter auf. Der Rektor kommt nach längeren Ausführungen über sich gegenseitig anziehende brillante Studierende und hochklassige Dozenten aus Wissenschaft, Wirtschaft, und Politik nochmals auf »nichtfachliche« Aspekte des Studiums zu sprechen. Besonders hebt er dabei die Gruppendynamik unter den Studierenden hervor, von der es sich zum eigenen Wohl zu distanzieren gelte – wenn im Nachbarzimmer um zwei Uhr nachts noch das Licht brenne, werde dort nicht notwendigerweise noch gearbeitet. Er vergisst auch nicht zu erwähnen, dass Gerüchte sich dank E-Mail wie ein Lauffeuer verbreiten und so eine Vermutung schnell zum Faktum würde. Er ermuntert seine Zuhörer, sich zu distanzieren von der Aufregung, die vor Prüfungen herrsche und auch die sozialen Spannungen auszuhalten. Wichtig sei, dem Unterricht beizuwohnen und sich nicht aus der Bahn werfen zu lassen.

Meine Interviewpartner erinnerten sich noch Monate später an die Eröffnungsrede und insbesondere die Hinweise des Rektors auf das, was im Jargon *Love College* genannt wird. Auch wenn seine Worte ohne Zweifel langjährige Erfahrungen im Umgang mit Situationen und Phasen kollektiven Stresses widerspiegeln, werden diese Hinweise doch keineswegs nur positiv aufgenommen. Einige Tage später unterhalten sich Linda R. aus Kanada und ihre tschechisch-US-amerikanische Kommilitonen Barbara Z. beim Abendessen über die Zereimonie. Ganz besonders Barbara Z. empört sich über die Rede, die ihrer Meinung nach vor sexuellen Anspielungen nur so gestrotzt habe:

»[During the speech of the rector,] I really thought: Oh my God, where am I? And after that, I spoke to some Scandinavian girls who seriously said they were looking for someone from southern Europe... because then they could have bilingual children... isn't that crazy – all these people coming here and in the end it's just about producing couples. I saw there is even a special section in this journal dedicated to the births and marriages!«²³

Barbaras Kritik richtet sich erstens gegen die Sexualisierung des Kolleglebens und die impliziten Rollenzuschreibungen an weibliche und männliche Studierenden – auch durch diese selbst. Sie empört sich darüber, wie bereitwillig die erwähnten Studentinnen sich an diesem Spiel der Körper beteiligen und habituelle Vorgaben verinnerlichen.

»[D]er Habitus [ist] nicht einfach gesellschaftlich bedingt, sondern er ist durch ›Mitspielen‹ erworben und wird in sozialen Spielen auch verändert und umgebildet. So ist der Habitus zu verstehen als verinnerlichte, auch in den Körper eingeschriebene, inkorporierte Geschichte und als ein Operator, der kreative und erfinderische Praktiken hervorbringt.« (Engler 2003: 237)

Der weitere Verlauf unseres Gesprächs macht deutlich, wie fest Barbara dazu entschlossen scheint, mit »erfinderischen Praktiken« Rollenerwartungen zu unterwandern.

Denn sie wendet sich auch dagegen, wie hier durch symbolische Manifestation (Cohen 1981: 218) die Körper der Studierenden im Wortsinne inkorporiert werden – sie werden Teil einer größeren Entität, nämlich der *College community* und gehören nunmehr zu diesem Ort, über dessen Atmosphäre und Umgangsformen schon längst entschieden worden zu sein scheint.

Einige meiner Gesprächspartner betonen, wie sehr sie die Zeremonie an »Oxford« oder – insbesondere die Ernennung eines namegebenden *patron* für jeden Jahrgang – an französische Bildungsinstitutionen wie die ENA erinnere. Auch dort wird die akademische (Selbst-)Gentrifizierung rituell und über symbolische Praxen vollzogen. Oberflächlich werden diese Assoziationen ausgelöst, weil fast alle Vertreter der Kollegleitung darauf achten, ihre Ansprachen zu gleichen Teilen in englischer und französischer Sprache zu halten und damit gewissermaßen die »Tonart« vorzugeben. In ihren Reden sprechen sie die Studierenden als Teil nationaler »Delegationen« an, die ausgewählt – erwählt – wurden, an diesem Spiel teilzunehmen und daraus als Europäer hervorzugehen. In dem Eröffnungsritual (dazu zählt neben der

23 FTB vom 4. Oktober 2004.

Eröffnungszereemonie auch der Vortrag eines prominenten Gastes²⁴) werden die Körper der Studierenden »geweiht«, sie werden Teil des Ortes, seiner Geschichte. Von nun an sind sie Teil des »Spiels«, sie haben einen Platz auf der Bühne eingenommen und müssen sich mit den Traditionen des Spiels körperlich und intellektuell auseinander setzen.

Das weiter oben thematisierte Simulationsspiel ist Bestandteil dieser Initiation: Über mehrere Wochen recherchieren die Studierenden die reale politische Position des Landes, das sie vertreten, erarbeiten in Gruppen Vorschläge für eine Richtlinie, versuchen Allianzen zu bilden und Gegner auf ihre Seite zu ziehen, Mehrheitsverhältnisse zu sondieren und bei den Vertretern der EU-Institutionen zu antichambrieren. Ihre Rollen verinnerlichen viele Studierenden dabei nicht nur so weit, dass sie sich auch außerhalb des Spiels als Delegierter Maltas oder Finnlands imaginieren und ihrem polnischen Pendant beim Abendessen Informationen zu entlocken versuchen. Mehrere Absolventen schildern mit, dass sie auch Jahre nach dem Abschluss von ihren damaligen Kommilitonen noch als »französischer Außenminister« angesprochen werden und Ähnlichkeiten zwischen dem »Spiel« von damals und ihrer heutigen Arbeit entdecken:

»[Man bekommt dort] eine erste Einübung in die multikulturelle Arbeit. Da hat man da einen chaotischen Portugiesen neben sich sitzen und soll mit dem zusammen ein Thesepapier erarbeiten... das wiederholt sich hier. So, wie man das damals eingeübt hat, so ist das hier auch. Und ein Unterpunkt zu diesem letzten Punkt sind noch die Rollenspiele. Das ist hier gar nicht so verschieden. Das ist ja alles ein komplexes Verhandlungssystem, nichts anderes ist das hier ja auch... Ich hab irgendwo ein Foto von mir, [das während des Simulationsspiels am Kolleg aufgenommen wurde,] aber ich kann das einfach nicht mehr finden... Da sieht man mich, wie ich im Rat hinter einem Schild sitze, auf dem steht Kommission. Mein Gott, hab ich gedacht, genau so ist das ja heute auch, da sitzt man dann hinter so einem Schild und vertritt die Position der Kommission.«²⁵

Das Spiel endet mit einer Ratsitzung, die am Originalschauplatz in Brüssel abgehalten wird. Zu diesem Anlass kleiden sich die meisten Studierenden wesentlich formaler als im Alltag, sie verwenden auch die zuvor eingeübten sprachlichen Codices – etwa dass man zu Beginn und Ende jeden Redebeitrags dem *chair* der Versammlung dankt. Die

24 Im akademischen Jahr 2003-2004 war dies der amtierende deutsche Außenminister Joschka Fischer, frühere Redner waren unter anderem Margaret Thatcher, Javier Solana, Richard von Weizsäcker und andere. Vgl. Bekemans/Mahncke/Picht (1999).

25 FTB vom 8. Oktober 2004.

performance der Studierenden wird nach Ende des Spiels von den Assistenten benotet. Dabei steht die kollektive Leistung der Delegation im Vordergrund, doch herausragende Redebeiträge werden auch honoriert.

Die meisten Studierenden beschreiben diesen Teil ihres Studiums als absoluten Höhepunkt, während andere darin einen weiteren Akt der Entmündigung sehen. Einer meiner Gesprächspartner – freilich einer derjenigen, die schon erste Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt gesammelt haben – meint, dabei nicht viel Substanzielles gelernt zu haben. Mitgespielt habe er natürlich trotzdem und die »geforderten Verhaltensroutinen [ge]mim[t], d.h. als Darstellung inszenier[t]«, und konnte so seine »Autonomie im Gehorsam« wahren können (Kalthoff 1997: 241).

Luxus und Selbstbeschränkung

Danach befragt, welche Bedeutung die Vokabel »Elite« für sie habe, verweisen viele meiner studentischen Gesprächspartner auf den sie umgebenden »Luxus«, von dem sie tagtäglich profitierten. Damit sind nicht nur die Vollverpflegung oder wöchentlich frisch bereit gehaltene Bettwäsche und Handtücher gemeint, sondern auch die Nähe der sich in diesem Raum bewegenden Menschen und die Verdichtung der Infrastruktur. Hier werde »sehr kompakt« viel mehr als anderswo geboten, erklärt mir eine Studentin in Natolin, die Professoren seien gut und engagiert und hätten darüber hinaus eine enge Verbindung zur Praxis. Man habe einfach bessere Studienbedingungen. Ihre Formulierungen verweisen auf den geringen Grad der Selbstorganisation am Europakolleg, vielmehr »ist alles schon da«: Die Studierenden unterschiedlichster nationaler (und sehr ähnlicher sozialer) Herkunft, die Sprachenvielfalt, aber auch die Infrastruktur in Form von Unterkunft, Verpflegung, Bibliothek, Computern mit Internetzugang und eigenem Intranet. Einen direkteren Bezug zur Ausstattung stellt Steven D. aus Belgien her, der durch seinen Vater, einen Diplomaten, schon lange vor seiner Bewerbung von der Existenz des Europakollegs erfahren hat:

»In my opinion, the ›elite making‹ is a self-fulfilling prophecy – look at all the facilities, there are so many things we do not really need... All visitors are impressed by the luxury, and all this is done deliberately to appeal, and it works. It makes your life easier, it contributes to the image they create, and it seems to work so far –

that's why I applied. In my point of view, there is no real relation between the ›contents‹ and appearance.«

Da wir unser Gespräch in direkter Nähe des Restaurants und Hörweite einiger anderer Grüppchen führen, lenkt er von seiner Kritik weg und kommt auf die permanente soziale Überforderung zu sprechen, die aus seiner Sicht durch die vielen interessanten und engagierten Menschen entstehe:

»But the environment is very rich: there are very many talented and outgoing people here, it's an amazing collection... I find it impossible to get out everything that is in it, and I find it a pity. If you organise something here, people will come just in a minute – it's the proximity.«

Für ihn resultiert aus dieser räumlichen, sozialen und unweigerlich auch körperlichen Nähe eine Anspannung, die er an sich und an anderen beobachtet:

»I think people are less relaxed here than they would normally be – everyone is very conscious of the fact that you have to get along with the others for ten months.«²⁶

Aus diesem Bewusstsein eines zeitlich limitierten »Gruppendaseins«, dessen negative Aspekte Steven D. schildert, entsteht eine besondere Form des sozialen Miteinanders. Es lässt sich beschreiben als ein Spiel aus »Selbsttätigkeit« und »Selbstbeschränkung«: Man bringt seine Persönlichkeit in die Gruppe ein, unterwirft sich ihren Regeln, wird Teil des sozialen »Raums« und in gleichem Maße als ein »besonderes« Individuum anerkannt (Hoffmann 2000: 206).²⁷ Die Wahrnehmung eines materiellen und logistischen »Luxus« verstärkt diesen Effekt noch: Sie lässt das Kolleg als eine räumliche und soziale »Insel« erscheinen und hebt sich in der Regel auch von der bisherigen biographischen Stationen der Studierenden deutlich ab.

²⁶ FTB vom 30. April 2004.

²⁷ Stephan-Ludwig Hoffmann sieht darin eine pointierte Form des Prinzips der Aufhebung sozialer Unterschiede – und eben darin besteht neben den zeitspezifischen politischen und kulturellen Rahmenbedingungen ein signifikanter Unterschied zwischen dem Europakolleg und den von ihm untersuchten Logen. Gemeinsam ist ihnen hingegen die zeitliche Begrenzung der Inszenierung, die einer Initiation (vgl. oben auch Bourdieu »Weihe«) gleichkommt.

Wo man Platz nimmt...

»Mittagessen, 13 Uhr, ich rücke in der Warteschlange allmählich vom Korridor in den Speisesaal vor. Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch, skandinavische, slawische Sprache hallen durcheinander, ich schaue mich um, wer weiter vorne und weiter hinten in der Schlange steht. Der Geräuschpegel steigt weiter an, sobald ich die Tür zum Speisesaal durchschritten habe. Ein Griff nach links zum Besteck, die Tablett sind darunter gestapelt – dann der Blick nach vorne: Nehme ich heute ein Dessert? Bevor die Schlange nach rechts zur Essensausgabe abbiegt, ein suchender Blick in den Saal: An welchen der Tische setze ich mich, wen kann ich bitten, mir einen Stuhl freizuhalten, damit ich nicht allein an einem Tisch Platz nehmen muss? Zurufe kommen nicht immer an, es gilt, Blickkontakt zu suchen oder mit Gesten auf sich aufmerksam zu machen. Gleich nach der Kasse unterscheiden sich die Schrittgeschwindigkeiten: Die einen streben durch das Stimmengewirr an den Tischen mit einem für sie reservierten Platz zu, die anderen müssen erst noch fündig werden. Jetzt Augen und Ohren offen halten und zugleich mit vollem Tablett an der Schlange vor dem Kaffeeautomaten vorbeischnellen, wo über den letzten Kurs, die Fragestellung des nächsten paper gesprochen wird. Wer zu schnell auf einen freien Platz zustrebt, sitzt womöglich zwischen zwei Gruppen, die in ein Gespräch vertieft und – verständlicherweise – nicht gewillt sind, in eine gemeinsame Sprache zu wechseln – oder landet an einem Tisch, an dem »die Italiener«, »die Spanier« sitzen, oder an dem nur Französisch gesprochen wird.«²⁸

Diese Szene aus meinem Feldtagebuch spielt sich so oder so ähnlich jeden Tag aufs Neue ab. Ganz egal, ob ich mich in Brügge oder in Natolin in die Warteschlange einreihe, die Kantine ist *der* zentrale Ort sozialen Miteinanders. Dort werden Informationen über das nächste Treffen der Arbeitsgruppe, die letzte Vorlesung und den Dozenten ebenso ausgetauscht wie die neuesten Gerüchte über Kommilitonen. Die Mahlzeiten sind eine der wichtigsten – wenn nicht gar *die* wichtigste – soziale Institution im Kollegalltag. Der längliche, holzgetäfelte Speisesaal in Brügge ist an seiner Längsseite zu einem schmucklosen Innenhof hin verglast. Über dem Eingang befindet sich ein großer Balkon, der über den ersten Stock betreten werden kann und die Möglichkeit zum Rückzug aus dem großen Saal bietet. Diesen betritt man, nachdem das Tablett an einem länglichen Tresen mit Suppe, Hauptgang und Dessert gefüllt wurde, und sucht sich dann an einem der Achtertische einen Platz. Und wenngleich die Platzwahl und die Frage, wer mit wem den Tisch teilt, auf den ersten Blick zufällig zu sein scheinen, vollziehen sie sich nach bestimmten Mustern. Die Studierenden finden sich oft zu Gruppen zusammen, in denen der Großteil dieselbe

28 FTB vom 15. Mai 2004.

Muttersprache spricht – »Wenigstens beim Mittagessen will man mal einfach so losreden können«, erklärt mir eine Studentin.²⁹

Beliebt sind Plätze in der Nähe der Fensterfront und abseits der Haupttrouten, die durch die Tischreihen hindurch zu den Wasser- und Kaffeeautomaten führen. Bei gutem Wetter nimmt eine kleine Gruppe von Studierenden, die sich um einen Kern von Studenten gebildet hat, auf Plastikstühlen im Innenhof Platz und grenzt sich so von den anderen ab. Sie gelten bei vielen meiner Gesprächspartner als »die Coolen«. Sie wissen als diejenigen, die sich nicht vorbehaltlos (oder zumindest nicht ohne einen skeptischen Gesichtsausdruck) an allen *social events* beteiligen, um die besondere Aufmerksamkeit, die ihnen als schweigende Meinungsmacher sicher ist.

Die Gruppenbildung nach Sprachen setzt sich mit vorwiegend französisch- oder englischsprachigen Tischen fort – entsprechend den beiden Unterrichtssprachen des Kollegs. Hier lässt sich Mahlzeit für Mahlzeit erkennen, dass die soziale Wirksamkeit von (Mutter-) Sprachen stark ist. Das räumliche Arrangement und die Nutzung des Speisesaals erinnern uns an die klassische Gleichsetzung von »Kultur«, Territorium, Geschichte und Sprache (vgl. McDonald 2006). Die in Brügge und Natolin verwendete Sprache scheint als quasi »natürlicher« Marker von Differenz andere Kategorien wie Geschlecht, sexuelle Orientierung, soziale Herkunft oder zuweilen auch akademischen Disziplinen zu überlagern, deren soziale oder symbolische Relevanz situationsspezifisch variiert (vgl. Knapp 2005, McCall 2005). Interessanterweise setzten sich Studierende zu Beginn des Studienjahres 2004/2005 energisch dafür ein, dass durch die Kollegverwaltung die Verwendung der Sprachen offiziell reguliert würde: Um auch außerhalb der Lehrveranstaltungen wieder eine Balance zwischen der englischen und der französischen Sprache herzustellen und das Vordringen des Englischen einzudämmen, schlugen sie vor, dass an einem Tag Englisch, am nächsten Französisch gesprochen werden sollte. Über diesen Glauben an die Regulierbarkeit der Sprachenwahl staunten und lachten die Studierenden ihres Vorgängerjahrganges, von denen einige mittlerweile als Assistenten am Kolleg angestellt waren (wie sich ohnehin regelmäßig die Älteren über die Obrigkeitshörigkeit und die Angepasstheit der ihnen nachfolgenden Studierenden empörten oder be-

29 FTB vom 15. Mai 2004. Besonders deutlich wurde dies, als ich einem meiner Gesprächspartner einen »falschen« Tisch vorschlug. Erst als wir gegen Ende der Mahlzeit allein am Tisch saßen, wies er mich darauf hin, dass er eigentlich hätte woanders sitzen wollen, um sich mit mir zu unterhalten.

lustigten). Doch mit ihrer Initiative lagen sie auf einer Linie mit Studierenden des Vorjahres. Dort legte mir eine Studentin in Natolin unter Beipflichtungen ihrer Kommilitoninnen dar, warum die Präsenz der französischen Sprache am Europakolleg wie in Brüssel gestärkt werden müsse. Ihrer Meinung nach könne niemand, der nur im englischen EU-Slang kommuniziere, den »Geist der europäischen Integration« verstehen. Dazu bedürfe es zum einen der Erkenntnis, das Vielsprachigkeit ein europäischer Wert an sich sei. Die französische Sprache galt ihr zudem als Marker und Mittel der Distinktion: »On parle français!« Damit ist einiges über die der Beherrschung von Fremdsprachen innewohnenden Möglichkeiten der sozialen Positionierung gesagt. Es genügt nicht, sich in Fremdsprachen verständlich machen zu können, sondern die der Sprachpraxen innewohnende Sprachpolitik müsse verinnerlicht werden.

Dieser Modus sozialer Differenzierung tritt auch in Interviews zutage, wenn sowohl die Mitarbeiter als auch die Studierenden die diversen »Kreise« beschreiben, in denen sie sich bewegen. Zunächst sei da die größte Gruppe derjenigen, die dieselbe Muttersprache sprechen. Darin bildeten sich Untergruppen derjenigen, die in einem Wohnheim untergebracht seien. Diese wiederum überschneiden sich mit Seminar- oder Lerngruppen, den durch die Zugehörigkeit zu einem der drei *departments* gebildeten Gruppen oder gemeinsam absolvierten Vorbereitungs- oder Sprachkursen. Meine Gesprächspartner gewichteten diese Zugehörigkeiten unterschiedlich. Doch alle betonten, dass die gemeinsame nationale Herkunft stärker als andere Attribute, Interessen oder Kategorien wirke. Auf diese Gruppe könne man »zurückfallen«, man müsse weniger rechtfertigen und die eigene Sicht nicht so ausführlich erklären. Diese Wahrnehmungen und Praxen legen den vorläufigen Schluss nahe, dass die sozialen und kulturellen Parameter nationalstaatlicher Zivilgesellschaften und Öffentlichkeit – und womöglich auch ein durch gemeinsame Alltagsprägungen entstandener »nationaler Habitus« – wesentlich etablierter und dominanter sind, als es jüngere Forschungen zu einer emergenten europäischen Öffentlichkeit nahe legen.³⁰ Am Tisch erzeugen die Kategorien »Sprache« und »nationale Herkunft« Nähe.

30 Vgl. Meyer [im Erscheinen], Seidendorf (2007) sowie die vorläufigen Ergebnisse des SFB 597 (Staatlichkeit im Wandel), Projekt B3 (Die Transnationalisierung von Öffentlichkeit am Beispiel der EU), siehe <http://www.sfb597.uni-bremen.de/publicsphere/>, Zugriff am 31. Juli 2007.

Solche Handlungsmuster, die sich in der variablen Sitzordnung im Speisesaal erkennen lassen, werden beständig durchbrochen. Sie werden bspw. durch die Warteschlange aufgelockert, die sich gegen Ende einer jeden Mahlzeit vor dem Kaffeeautomaten bildet. Dort stehen Studierende nebeneinander, die zumeist nicht gemeinsam an einem Tisch gegessen haben. Die kommunikative Situation ist hier eine andere als am Tisch, der zeitliche Rahmen ist noch enger beschränkt und eine Unterhaltung nimmt ein abruptes Ende, wenn einer der Gesprächspartner am Kaffeeautomaten ankommt. Nähe und Distanz zwischen Individuen drücken sich auch darin aus, mit wem man gemeinsam am Tisch sitzt und isst: »Those we know at meals we also know at drinks. The meal expresses close friendship. Those we only know at drinks we know less intimately.« (Douglas 1975: 255) Diejenigen, die sich am Kaffeeautomaten unterhalten, sitzen während der Mahlzeit zumeist an unterschiedlichen Tischen und in unterschiedlichen Arealen des Speisesaals. Die unausgesprochenen Muster der Platzwahl in einem so konkreten, alltäglichen Raum wie dem Speisesaal zeigen, dass die soziale Nähe zwischen Individuen am Europakolleg durch die Kategorie der »Nation« und Muttersprache wesentlich mitbestimmt wird. Mit Bourdieu kann die Kantine als ein Gefüge unterschiedlicher »Präferenz-Räume« gelten, in denen individueller Lebensstil und soziale Struktur der Institution ineinander wirken. Die »Präferenz-Räume« der Studierenden sind strukturiert durch eine nationale und sprachliche (Selbst-)Zuordnung zu einer Gruppe, die logisch und »natürlich« scheint (Bourdieu 1982: 332f.). Das hierarchisierte soziale Feld wirkt auch hier, in einem gesellschaftlichen Mikrokontext, auf das kulturelle Feld und die alltäglichen Praxen.

Wie die Altstadt von Brügge ist auch der Speisesaal Teil einer *mental map*, die trotz ihrer individuell unterschiedlichen Ausprägung einige Konstanten und Verbindlichkeiten aufweist. Mag die Zuordnung der »Präferenz-Räume« auch variabel sein, so sind sie – als »der Tisch, an dem die Spanier sitzen« oder »die Tischecke, wo meistens die englischsprachigen Juristen essen« – doch keineswegs zufällig. Sie geben einen Hinweis darauf, wie kulturelle Kategorien alltäglich wirken und hier ein spezifisches EUropa als imaginiertem Raum und sozialem Handlungsfeld entstehen lassen.

Ein soziales »Experiment«?

Der Rektor des Europakollegs spricht in seiner Eröffnungsrede von einem anstrengenden Jahr, das für die Studierenden persönliche wie in-

tellektuelle Grenzerfahrungen mit sich bringen werde. Er deutet Liebeskummer an, Streit und den psychischen Druck, den die bis tief in die Nacht leuchtende Schreibtischlampe im Nachbarzimmer ausübt. Zu diesem Zeitpunkt hat er die Lacher (noch) auf seiner Seite.³¹ In Interviews kommentierten meine Gesprächspartner ihre Lage jedoch häufig mit Begriffen wie »soziales Experiment« oder als Leben in einem »goldenen Käfig« – und es ist bezeichnend, dass in den ersten Wochen des akademischen Jahres 2004/2005 das Gerücht umging, eine Psychologin untersuche die Auswirkungen von Gruppendruck unter den Studierenden. Damit war ich gemeint. Das Gerücht über die anwesende Psychologin weist zum einen darauf hin, dass sich mit meiner Anwesenheit spezifische Zuschreibungen und Erwartungen an mein Rollenverhalten verbanden. Zum anderen weist es darauf hin, dass viele Studierende ihre soziale Situation als eine Versuchsanordnung, als ein »ernstes Spiel« ansahen. Auch wenn zahlreiche Studierende mich auch als eine der ihren wahrnahmen, so war meine Anwesenheit doch keineswegs ohne Einfluss auf das Alltagsgeschehen: Was Studierende bislang z.B. als eine willkürliche und schwer nachvollziehbare Regelungen wahrnahmen – (zu) kurze Essenszeiten, (zu) enge Zeitpläne und u.a. daraus resultierende Beschneidungen der Privatsphäre –, konnte nun distanzierter als Teil einer psychologischen »Versuchsanordnung« betrachtet und belacht werden. Dieses Lachen hat nicht nur die soziale Funktion, eine studentische Gemeinschaft (die der Verwaltung gegenüber solidarisch ist) zu stiften und zu stärken, es verschafft auch individuell die Gewissheit, dass sowohl das »ungetrübte« Urteilsvermögen als auch die Handlungsfähigkeit (*agency*) des oder der Einzelnen nach Wochen des Internatslebens noch bestehen.

Stresssituationen und Konflikte werden von den Protagonisten – den Studierenden wie auch den Mitarbeitern und Dozenten – als elementarer und bis zu einem bestimmten Ausmaß durchaus auch gewünschter Bestandteil des Alltags am Europakolleg gesehen. Sie gelten als eine Quelle sozialen und symbolischen Kapitals, mit dem die Studierenden von diesem Ort aus in das Berufsleben aufbrechen. Auch die Leiterin der Kommunikationsabteilung bekundet, dass die alltäglichen Erfahrungen kultureller Unterschiede – angefangen bei den Essenszeiten über Formen der Zusammenarbeit bis hin zum Geräuschpegel in den Wohnheimen – Elemente des Studiums und eines zugrundeliegenden Konzepts von interkulturellem Lernen seien.³²

31 Vgl. Eröffnungsrede des Rektors, FTB vom 15. September 2004.

32 FTB vom 12. Oktober 2004.

Die Leitung des Europakollegs, das zeigt die Aussage der Leiterin der Kommunikationsabteilung, sieht in Konflikten, die in diesem entstehenden Wissensmilieu auftreten, einen positiven Nebeneffekt des Studienjahres. Auch wenn die Studierenden schon bei der Bewerbung wissen, dass das Studium am Europakolleg durch das Zusammenleben zu einer »intensiven Erfahrung« wird, beschreiben sie in Gesprächen ihren Alltag als ein »soziales Experiment« mit einer *hidden agenda*, in dem in diesem internationalen *setting* ihre Stressresistenz getestet und herausgefordert werden soll. Diese »Lehrmethode« gehört auch an Colleges der *ivy league* in den Vereinigten Staaten und anderen Eliteinstitutionen zum Standard. Während die Studierenden, mit denen ich sprach, darin oftmals eine Belastung sahen, fasste ein Absolvent stellvertretend seine Erfahrung in folgende Worte: »C'est comme une antichambre.« Man bekäme in diesem »Vorzimmer der Macht« ein gutes Gespür dafür, wie man sich in extremen Konkurrenzsituationen und bei Verhandlungen angemessen verhalte, erklärt mir Xavier, der einige Wochen vor unserem Gespräch eine Stelle in der Kommission angetreten hat:

»Das Wissen, wie Menschen unter Stress agieren und reagieren, wie sie ihre Launen und Aggressionen aneinander auslassen, das gibt einem hier in Brüssel eine große Sicherheit... man lernt, Situationen zu lesen.«³³

Aus den Auseinandersetzungen resultiert auch ein selbstverständlicher Umgang mit Typisierungen und Zuschreibungen.

Placemaking – Spacemaking: Selbstverortung und die *national parties*

Ein Studium am Europakolleg bedeutet für die Studierenden oftmals den ersten Schritt auf der Suche nach einer »Europäischen Habitus« und einer professionellen Performanz, es ist ein Übergangsritus (Van Gennep 1999). Über die akademische Ausbildung hinaus – denn Fachkenntnisse allein garantieren auch den Absolventen des Europakollegs längst keinen reibungslosen Start in das Berufsleben mehr. Allerdings ermöglicht die Institution Europakolleg, bereits vorhandenes transnationales und soziales Kapital zu mehren, den »Tauschwert« dieses Kapitals zu erproben und es mit den Anforderungen und Gepflogenheiten des Brüsseler Machtfeldes abzugleichen.

33 FTB vom 19. Februar 2004.

Dazu gehört der häufige Rückgriff auf nationale Stereotype, der auch auf den Fluren der Brüsseler Kommission nicht unüblich ist (McDonald 1997). Sie erlernen in den Vorlesungen und Seminaren, als Experten *in the making* über die irrationalen Brüsseler Entscheidungswege und die Absurditäten der EU-Bürokratie zu spotten und über »rationalere« Entwürfe für eine »bessere« zukünftige EU zu diskutieren. Auch von den Dozenten wird ein offensiver Umgang mit Stereotypen vorgelebt, meint Mary H.:

»I also have the impression, and maybe this is European as well, that professors like to put students into national categories, even if it seems to be just a joke, like: ›You are, you think, you behave like this because you're from Spain.‹ or ›This is the way Germans are ...‹, and some professor said to another student in our course – he grew up in the United States, but his parents are originally from India: ›You're our multinational example ...!‹ This wouldn't happen in Canada, maybe we're just super-careful.«

In erster Linie aber handeln die Studierenden ihren Status im »europäischen Mikrokosmos« über die Darstellung der eigenen Person aus. Wer in Zeiten von ERASMUS, in denen Studienbiographien immer internationaler werden, eine *mehrfache* nationale Zugehörigkeit besitzt, der oder die verfügt auch über ein zusätzliches Statussymbol – und kann »transnationales Kapital« vorweisen. Transnationales Kapital äußert sich in »Diskurswissen«, das in vielfältigen lokalen Kontexten anschlussfähig ist. Dieses Wissen dient der sozialen Differenzierung und rekurriert auf die Mobilität der Akteure (Nippe 2006: 87ff.). Das zeigt ein Gespräch am Frühstückstisch gleich zu Beginn des Studienjahres. Am Tag zuvor fand eine große Vorstellungsrunde statt, in der alle TeilnehmerInnen des Jura-Programms sich und ihre Motivation kurz präsentieren sollten. Die Aufzählung der Länder, in denen die Studierenden bereits gelebt hatten, war ebenso wie die Liste ihrer Fremdsprachkenntnisse immer länger geworden. In der verbrauchten Luft hing die Anspannung derer, die ihren kurzen Redeauftritt noch vor sich hatten. Am folgenden Morgen entspann sich folgendes Gespräch darüber:

A: »I was in Vienna as an exchange student [...].«

B: »Oh, that's very far: coming from Munich and going to Vienna as an exchange student ...« [Gelächter]

A: »Yes, I am really confused about these people who come from so many places. Yesterday I met this girl: Her Mother is half-Brazilian, half-Columbian, and her father is from Egypt...and she studied in Georgetown. I am from Bavaria, and I studied in Munich ...«

B: »There seem to be really few people from Britain who are really British ... When you ask them they say they live in London, but their father is from Iran... So they're not really British!«

Der Dialog macht deutlich, dass eine Inter- bzw. Transnationalität der eigenen Biographie und Alltagserfahrungen für die beiden Gesprächspartner Ausdruck eines *kulturellen* Milieus ist und mit *sozialem* Status verbunden wird. Was für die beiden nicht »alltätlich« ist, wird von ihnen dennoch als Maßstab anerkannt. Dabei besteht in ihrer Vorstellung durchaus ein Statusgefälle zwischen unterschiedlichen Heimat- oder Herkunftsländern, wie insbesondere die letzte Replik deutlich macht. Einige »Biographiebausteine« bringen am Europakolleg mehr, andere weniger symbolischen und sozialen Zugewinn mit sich. Es gibt bestimmte Codes, in denen die eigene biographische Erfahrung darzustellen ist, um sie als symbolisches und transnationales Kapital wirksam zu machen und um hier als *EUropäerIn* gelten zu können. Wer Sohn eines Diplomaten oder als Tochter einer Kommissionbeamtin aufgewachsen ist, hat oft einen habituellen und kulturellen Wissensvorsprung. Aus der ungleichen Verteilung symbolischen Kapitals resultieren soziale Ungleichheiten und Machtgefälle (Bourdieu 2004).

In der Vorstellungsrunde, die den Anlass für das zitierte Frühstücksgespräch gab, entlud sich die wachsende Anspannung übrigens in einem großen Gelächter, als ein Student sich folgendermaßen vorstellte: Er heiße John, sei halb-englisch und halb-britisch – und er sei ans Europakolleg gekommen, weil er von dessen gutem Ruf und den guten Kontakten zu künftigen Arbeitgebern gehört habe. Gelacht wurde nicht nur wegen seiner »binationalen« Herkunft – sondern weil er sich einem subtilen Ideal entzogen hatte: John präsentierte weder eine kosmopolitische Biographie, noch bekundete er, sich von der »multikulturellen Erfahrung im europäischen Mikrokosmos« eine Bereicherung zu erhoffen – vielmehr wechselte er vollständig das Register und stellte seinen karriereorientierten Pragmatismus offensiv zur Schau. Damit hatte er die Lacher auf seiner Seite: er ermöglichte es allen, über die Codes ihrer Selbstinszenierung und die »Zweckrationalität« der Institution Europakolleg zu lachen.

Es ist paradox und dennoch nachvollziehbar, dass für die in transnationalen Räumen sozialisierten Studierenden die so genannten *national parties* zu den wichtigsten und größten ritualisierten *social events* am Europakolleg gehören. Einerseits hat das, was dort als »typisch französisch«, »skandinavisch«, »ungarisch« präsentiert wird, wenig oder gar nichts mit der Lebenswelt der Studierenden gemein. Doch

warum präsentiert dann beim »Heart of Europe«-Ball, den tschechische, ungarische, kroatische und österreichische Studierende gemeinsam organisiert haben, ein eigens gebuchtes Paar ungarische Volkstänze?

»Die Vorbereitungen des Balls haben schon lang vor dem Abend begonnen. Die Studierenden haben sich bemüht, Unternehmen als Sponsoren zu gewinnen, erklärt mir ein Tscheche: »Wir haben halt alle Unternehmen angeschrieben, die in irgendeiner Weise stark mit einem der Länder zu identifizieren sind.«³⁴ Ein Wintersport-ausrüster, ein Hersteller von Schmucksteinen und andere sagen zu, mit einem Paar Ski bzw. einer Brosche zur großen Tombola beizutragen, die ungarische Botschaft stellt ihre Köche für die Zubereitung eines Gulaschs zur Verfügung. Der »Heart of Europe«-Ball findet an einem Sonabend im Februar früh im zweiten Semester statt. Abends um sieben treffen auf dem Brügger Marktplatz aus allen Richtungen Studierende aus den residences ein, um auf den Transferbus zu warten, der alle, die schon vorab eine Eintrittskarte erworben haben, in ein an einen Tennisclub angeschlossenes Restaurant an der nahe gelegenen belgischen Nordseeküste zu bringen. In der Kälte frösteln einige in ihren zarten Ballkleidern, andere haben noch feuchte Haare – in einer der älteren Unterkünfte war in letzter Minute die Sicherung durchgebrannt, als zu viele Studierende gleichzeitig ihre Haare für den Ball in Form föhnten. Es wird über kleine Accessoires gelacht, mit denen einige ihre Alltagskleidung balltauglich gemacht haben, andere wiederum tragen eigens herbeigeschaffte Ballkleider oder schwarze Anzüge. Freudige Erwartung liegt in der Luft, als der Bus vorfährt und gen Küste aufbricht.

Der Saal füllt sich schnell. An eine Balustrade gelehnt, beobachte ich wie andere auch die zur Garderobe schwirrenden Figuren, die nach mir ankommen. Rechts und links von mir werden die in Kleid oder Anzug plötzlich ganz anders daher kommenden Kommilitoninnen kommentiert. Leichte Enttäuschung schwingt mit, als mit zunehmendem Gedränge in den wohl für weniger als die anwesenden 350 Gäste ausgelegten Räumlichkeiten neben mir jemand »das alles gar nicht so festlich findet« – ohne dass es ausgesprochen würde, ziehen Bilder vom Wiener Opernball am inneren Auge vorbei, auf die der heutige Abend mit wenigen Details anspielt. Immer wieder finden sich kleine Gruppen zusammen, lachen über ihren Aufzug und bringen sich, die Arme um die Schultern der anderen legend und die Wangen aneinander, für ein Foto in Positur. Die Fotoapparate blitzen die ganze Nacht hindurch – und vor allem zu Beginn beim Eröffnungswalzer scheint es, als sei die Dokumentation mindestens so wichtig wie die Feier selbst. Die Tanzfläche füllt sich, doch sind die Tanzschritte trotz der rege besuchten Tanzstunden, die in den letzten Wochen spätabends in der Kantine von Studenten für Studenten angeboten wurden, manchmal etwas unbeholfen. Es gibt die »Stars« unter den tanzenden Studierenden, die eine Runde um die andere drehen – die meisten jedoch lehnen seitlich an der Balustrade und warten erst einmal ab. Nach einigen Walzerrunden nähert sich

34 FTB vom 3. Februar 2004.

die Musik allmählich dem Sound früherer Parties an, und plötzlich erkenne ich die DJane von der skandinavischen Party. Die Tanzfläche leuchtet sich noch einmal für die Tombola, bei der Asta aus Litauen den Hauptgewinn zieht: einen Spa-Aufenthalt in Kroatien.

Das Frühstück am Morgen nach dem Ball ist – genau wie die Sonntage nach der italienischen oder der skandinavischen Party und der *fête franco-allemande* – der rückblickenden »Auswertung« gewidmet. Wer hat mit wem getanzt, geredet, wer war besonders Aufsehen erregend kostümiert, was entsprach hinsichtlich des Ablaufs oder der Dekoration den Erwartungen?«

Der Ausschnitt aus meinem Feldtagebuch zeigt: Die *national parties* sind nicht nur selbstorganisiertes Abendvergnügen in einer vornehmlich auf ältere Tagestouristen ausgerichteten Stadt, deren Nachtleben dementsprechend überschaubar ist. Vor allem gleicht die Serie der *parties* einer imaginären Reise, bei der Samstagabend für Samstagabend in einem Land Station gemacht wird. An jeder dieser Stationen werden Bilderwelten aufgerufen, Imaginationsräume rekonstruiert, in Symbolen gebündelt und umgehend wieder dokumentiert. Auch wenn es nicht das Ziel der Organisatorinnen gewesen war, etwa den Wiener Opernball *nachzustellen*, so wurden diese Bilder doch mit Ritualen wie dem Eröffnungstanz aufgerufen. Die Bilder müssen umso deutlicher evoziert werden, als ihnen eine soziale Rückbindung an individuelle Biographien fehlt. Wie wenige Studierende Erfahrungen als BalltänzerInnen haben, zeigten die unsicheren Fragen, die vor dem Ball tagelang kursierten. Nein, wurden die OrganisatorInnen nicht müde zu beteuern, man müsse in diesem Fall keinen Tanzpartner vorweisen, um überhaupt hineinzukommen: Damit war die mehr oder minder offene »Konkurrenz« der zu 60 Prozent weiblichen Studierendenschaft um männliche Tanzpartner angesprochen, wenn sie damit auch nicht ausgeräumt werden konnte. Und nein, ein bodenlanges Kleid sei ebenso wenig obligatorisch – schwarze Kleidung sei den Frauen ebenso »erlaubt« wie jede andere Garderobe. Sind solche Unsicherheiten durch die Bekanntgabe von kulturellen »Regeln« umschifft, erkennen die Studierenden den kommunikativen Wert von Typisierungen und als »landestypisch« Repräsentiertem – denn wer nicht nur weiß, wie man sich zwischen anderen Tanzpaaren beim Langsamen Walzer links herum bewegt, sondern auch, welche Spezialitäten »man« in Bulgarien auf den Grill legt, wie frische portugiesische Mandeln schmecken, dass »die Skandinavier« *cider* konsumieren, bevor sie Wodka trinken und dass englische Gartenparties am besten mit Hut zu zelebrieren sind – der oder die verfügt zumindest über den Ansatzpunkt für ein Gespräch. Hier geht es, wie Beate Binder in einem anderen Kontext argumentiert,

»vor allem darum, etwas auszustellen, nicht den Rahmen für alltägliche Praxen und Kommunikationsformen zu schaffen. ›Heimatbezug‹ meint in diesem Arrangement Bezug auf die historischen Wurzeln [...], auf das Tradierte und in der ästhetischen Form Interpretierte« (Binder 2003). Die imaginäre Reise, deren Stationen die *national parties* sind, sind damit nicht nur soziale Orte der Selbstdarstellung, sondern auch der Selbst-Ethnisierung und gelegentlich der Selbst-Exotisierung – wobei nicht ausgeschlossen ist, dass sich gerade die dabei im Vordergrund Agierenden selbst am exotischsten erscheinen.

Während der ersten Tage meiner Feldforschung in Brügge treffe ich in der Kantine des Europakollegs eine Studentin, die nach eigenem Bekunden »kaum noch etwas mit Deutschland zu tun« habe, auch wenn sie dort aufgewachsen sei. Ihr Studium habe sie an einer englischsprachigen Universität absolviert, und mittlerweile habe sich auch ihr Freundes- und Bekanntenkreis so gewandelt, dass sie beinahe nur noch mit ihren Eltern Deutsch spräche. Was ich bei dieser ersten Begegnung noch als eine individuelle Form der Selbstdarstellung wahrnehme, stellt sich als ein häufiger anzutreffender Erzählmodus heraus: Eine andere Studentin bezeichnet sich als »ziemlich unschwedisch« – nach einigen Jahren im Ausland erscheine ihr Schweden »beengend«. In Natolin spreche ich mit mehreren Studierenden, die mit ihren Eltern noch vor Ende des Kalten Krieges aus Osteuropa ins Exil gegangen sind. Sie zeichnen im Verlauf des Interviews ein Bild von sich, das sie als immer auf der Durchreise Befindliche darstellt, die sich an keinem Ort vollkommen »zu Hause« oder eindeutig »zugehörig« fühlen. Während ich mich, an einem der großen Tische in der Brügger Kantine sitzend, mit meinen Tischnachbarn über mögliche Gründe für diese Selbstwahrnehmung unterhalte, finden an den Nebentischen ganz andere Gespräche statt. Es geht darin um die *national parties*, die gerade in Vorbereitung sind. Man erklärt mir, dass Studierende eines Landes oder einer Region gemeinsam ein Fest für ihre Kommilitonen veranstalten. Diese Feste finden in der zweiten Hälfte des Studienjahres statt und werden nicht nur als willkommene Abwechslung vom Alltag geschätzt, sondern auch als ein Forum genutzt, um »Typisches« und »Traditionelles« aus dem eigenen Land vorzustellen und aus anderen Ländern kennen zu lernen. Schon am kommenden Samstag würden die Studierenden aus den nordischen Ländern eine Party mit dem Motto »Schnee« veranstalten, der Vorverkauf der Karten beginne morgen hier in der Kantine.

National parties sind eine Institution und ein rituell aufgeladener Aushandlungsort, an dem sozial wirksame kulturelle Differenzierungen inszeniert werden. Während die Lebensläufe und Redeweisen der

Studierenden sie tendenziell als international mobil und transnational denkend beschreiben, tritt hier die Kategorie »National(kulturell)e Zugehörigkeit« in den Vordergrund. Die *national parties* finden in einer Serie an mehreren Wochenenden ab Beginn des zweiten Semesters statt – das schafft zum einen eine Situation der Konkurrenz um das spektakulärste Fest. Darüber hinaus erscheinen in dieser Serie einzelne Elemente der Feiern – von der Dekoration über die Moderation bis hinzu der Musikauswahl und den Showeinlagen – als »nationaltypisch«, auch wenn sie dem persönlichen Geschmack Einzelner, der zur Tugend gemachten Geldknappheit oder Improvisation entspringen. So verhält es sich beispielsweise mit der Platzzuweisung der Gäste bei der Feier der nordischen Studierenden – es mag in Schweden nicht weniger oder mehr als in anderen Ländern Tradition sein, Gästen ihre Plätze am Tisch zuzuweisen, doch weil es sonst noch niemand getan hat, wird darüber schon am Frühstückstisch des nächsten Morgens als etwas »typisch Schwedischem« gesprochen, durch das eine besondere, festliche Atmosphäre entstanden sei.

Doch begeben wir uns zunächst zu einer weiteren *national party*:

»Vor der leer geräumten Bootshalle eines Brügger Ruderclubs bietet die polar bar am folgenden, kalten und nassgrauen Samstagabend Wodka an. Die Halle ist eine der wenigen Örtlichkeiten, die den Studierenden in Brügge für ihre großen Feste mit meist um die 300 Gästen offen steht. Auf der düftig ausgeleuchteten, sonst wenig befahrenen Straße, die an einem der vielen Brügge durchquerenden Kanäle entlang hierher führt, nähern sich Studierende zu Fuß, auf Rädern oder mit dem Taxi. Die Menschentraube vor dem Eingang wächst und löst sich allmählich auf, als immer mehr Gäste am Eingang ihre Eintrittskarte gegen zwei Getränkebons tauschen. Diese haben an der Bar den Gegenwert eines Glases Wein oder zweier Flaschen Bier. Gleich links neben dem Eingang suchen die gerade Angekommenen auf einer großen Tafel nach ihrer Platzierung. Es wurde nicht nur darauf geachtet, dass Männer und Frauen in etwa gleicher Anzahl an den großen Tischen sitzen, es ist auch dafür gesorgt worden, dass nicht nur Italienerinnen neben Italienern und Polen neben Polinnen sitzen, sondern Muttersprachen und nationale Herkunft sich mischen. Um mich herum bewegen sich mehr oder weniger mottogerecht weiß Gekleidete, einige haben Schneeflocken aus Papier gebastelt und an ihre Kleidung geheftet, andere wiederum haben aus Stoff und Schaumstoff weiße, wallende Gewänder kreiert. Eine Handvoll Studierender (unter ihnen die schon weiter oben beschriebenen Coolen) sind – ironisch mit dem Motto des Abends spielend – in Schwarz oder in Strandkleidung erschienen.

Die Tische tragen Namen nordischer Comic- oder (Kinder-)Fernsehfiguren. Die am Tisch platzierten Personen bilden ein Team, das bei den nun folgenden Spielen gegen die der anderen Tische antritt. Auf den langen papiernen Tischtuchbahnen stehen große Schüsseln mit Fleischbällchen und Preiselbeeren, daneben Salate, Platten

mit Lachs. Dazu an jedem mit Einweggeschirr eingedeckten Platz belgisches Bier – eine Spende der Studierenden aus den Benelux-Staaten von der Fête Royale vor einigen Wochen. Die Speisen stoßen auf große Begeisterung, die anfängliche Skepsis einiger Italienerinnen und Spanier an meinem Tisch gegenüber der ungewohnten Geschmacksverbindung von süßen Preiselbeeren mit herzhaftem Hackfleisch weicht. Das Gespräch am Tisch dreht sich um die Frage, was an diesem Abend bisher »typisch nordisch« sei. Das Essen gehört für sie eindeutig in diese Kategorie, und auch die bis jetzt von Schwedenpop à la ABBA dominierte Musik fällt nach Einschätzung der meisten darunter.

Nach dem Essen folgt das Quiz: Die Fragen reichen von Wodkapreisen in Island und Alkoholkonsum in den anderen nordischen Ländern über Popgeschichte bis zu den persönlichen Interessen eines dänischen Studenten. Später am Abend steigt am hinteren Ende der umfunktionierten Bootshalle eine Gruppe weiß gekleideter Frauen singend eine Treppe herab, eine von ihnen trägt einen Kranz leuchtender Kerzen auf dem Kopf, die anderen Kerzen in der Hand. Keine Frage: Hier wird Lucia gefeiert, die traditionelle schwedische »Lichterkönigin«, die das schwedische Winterdunkel traditionell am Morgen des 13. Dezembers aufhellen soll. Im februargrauen Belgien ist die Begeisterung darüber groß – trotz oder wegen aller stimmlichen und sprachlichen Improvisation, denn nur ein Bruchteil der Verkleideten ist der schwedischen Sprache, geschweige denn der Texte schwedischer Weihnachtslieder mächtig. Als während des Gesangs alle anderen Lichtquellen gelöscht werden, entsteht eine vorweihnachtlich anmutende und festliche Atmosphäre – »typisch skandinavisch«. Die Fotoapparate surren und klicken, Kamerablitze zucken auf, die Sängerinnen strahlen, der Applaus brandet auf. Anschließend wird weiter getanzt zu ABBA und aktuellerer Musik. Abseits der Tanzfläche kreisen die Gespräche immer wieder um die Funktion der Parties, denen nur sehr wenige der Studierenden fernbleiben (und dann den Nachfragen ihrer Kommilitonen ausgesetzt sind) – die Nicht-Tanzenden sind die Skeptiker: Das Anbandeln und Flirten auf der Tanzfläche ist aus ihrer Sicht in erster Linie »Stoff« für die Gerüchteküche, die mit jeder neuen Personenkonstellation, die im Licht der aufblitzenden bunten Scheinwerfer sichtbar wird, nur noch angeheizt wird. Nichts »Ernsthaftes« entstehe hier, sondern weitere Knoten in einem immer engmaschigeren Netz aus One-Night-Stands, der kollektiven Euphorie geschuldete Affären und sich schon bald als oberflächlich entpuppenden Liebeleien. Während die einen am Rand stehen, manchmal einen abschätzigen, vielleicht auch unsicheren Blick in die Menge werfen oder sich gänzlich desinteressiert mit anderen unterhalten, inszenieren die Tanzenden ihre Spontaneität und zeigen, dass sie genauso intensiv tanzen wie auf eine Prüfung lernen können.«³⁵

Genau wie die Skeptiker, die nicht-küssend sich höchstens zeitweilig und sehr zurückhaltend am Rande der Tanzfläche bewegen, tragen die ungezügelter Feiernden gleichermaßen zur Schaffung einer *community of practice* bei (Wenger 1998). Dazu gehören auch die gemeinsame

35 FTB vom 7. und 8. Februar 2004.

Vorbereitung und die Vorfreude, das Reden über die Feste, die impliziten und expliziten Vergleiche, die dabei gezogen werden. Noch kann ich nicht wissen, dass die Musikauswahl von Party zu Party nur wenig variieren wird – doch es wird sich zeigen, dass gerade diese wiederholte Mischung von aktuellen Hits aus den Charts, Highlights der Popgeschichte, nationalen Hits und Lieblingsstücken aus der musikalischen Initiationsphase der Tanzenden den Kern einer jeden Feier ausmacht. Abwechselnd stürzen Spanier, Franzosen und andere auf die Tanzfläche, wenn »ihre« Sommerhit-Klassiker oder Abiturhits erklingen. Stücke, die zunächst nur einem nationalen »Insider«-Publikum bekannt sind, werden auch für Studierende aus anderen Ländern zu vertrauten Klängen, wenn sie bei Parties einige Male gespielt werden. So entfalten auch sie neben den internationalen Erfolgen einen gemeinschaftstiftenden Effekt, der auch durch das Verschmelzen von fremden und vertrauten Texten und Tonfolgen entsteht und die Parties von einer »gewöhnlichen« Clubnacht unterscheidet.

Was sich bei der nordischen Party unter dem Motto *snow* mit schwedischen Fleischbällchen, Lachs, Wodka, der Lichterkönigin Lucia, ABBA und anderem an Rückgriffen auf nationale Deutungsmuster und Stereotype andeutet, gewinnt beim *Heart of Europe*-Ball an Kontur. Mit dem »Herzen Europas« sind hier vier europäische Länder gemeint, nämlich Ungarn, Tschechien, Slowenien und Österreich. Bei der Vorbereitung des *Heart of Europe*-Balls haben die Studierenden aus diesen Ländern auf bekannte kulturelle Imaginationen ihrer Länder zurückgegriffen. Am Abend der Veranstaltung befördert ein Bus-Shuttle die Gäste von Brügge in ein in Küstennähe gelegenes Veranstaltungsort. Der zum Ballsaal umfunktionierte Raum füllt sich allmählich, insbesondere an der leicht erhöhten Seitenbalustrade entlang bilden sich Grüppchen. Die Köche der ungarischen Botschaft haben die Organisatoren dafür gewinnen können, zu Beginn des Balls Gulasch zu servieren. Im Laufe des Abends gibt es eine Tombola, die von international bekannten Unternehmen aus den vier Ländern gesponsert wurde. Neben einer Skiausrüstung und einem Schmuckstück besteht der Hauptgewinn in einer mehrtägigen Erholungsreise in ein slowenisches Spa. Der Rückgriff auf stereotype Imaginationen nationaler Kulturen findet somit nicht nur innerhalb der *College community* Anklang. Darüber hinaus erweist er sich auch nach außen hin als erfolgreich: Multinational agierende Unternehmen unterstützen den Ball, sie lassen sich in diesem Forum eindeutig national zuordnen – womöglich auch in der Hoffnung, den hier anwesenden potentiellen Käufern besser in Erinnerung zu bleiben.

Der Rektor und einige Dozenten des Kollegs sind beim Eröffnungswalzer ebenso anwesend wie einige Botschafter aus dem »Heart of Europe«. Bevor der Ball zu einer Party wird, die musikalisch den anderen *national parties* ähnelt und bei der nicht länger paarweise getanzt wird, verstummt die Musik noch einmal, die Tanzfläche leert sich: Ein ungarisches Volkstanzpaar betritt den Saal und führt Tänze auf. Was sich hier als »Tradition« präsentiert, ist für den größten Teil des Publikums doch eher exotisch – es hat mit ihrer Alltagswelt kaum etwas zu tun. Die Tänze scheinen wie die Tänzer selbst einer anderen Zeit und vor allem einem andern Ort zu entstammen. Dennoch werden sie innerhalb dieses Kontexts zu einem Emblem für »Ungarn« – sie werden wahrscheinlich in den Köpfen einiger Studierender, ganz sicher aber auf den Filmrollen und Festplatten unzähliger aufblitzender Fotokameras als »typisch ungarisch« gespeichert werden.

Was spielerisch geplant wird mit dem Ziel, ein gelungenes, schwungvolles Fest zu organisieren, erhält unversehens einen repräsentativen Charakter. Aus der Tanzvorführung wird eine Erinnerung, aus der Erinnerung wird ein Bild. Dieses Bild und viele andere liegen bereit, um aufgerufen zu werden – und werden so zu einer Hilfestellung, wenn zum Beispiel auf einem der engen und verwinkelten Korridore in den Brüsseler EU-Institutionen ein Absolvent des Europakollegs einen Gesprächsanfang sucht. Ohnehin spielt der Aspekt der Erinnerung eine gewichtige Rolle, denn nicht ohne Grund haben viele Studierende ihre Fotoapparate dabei und lichten sich oder ihre Kommilitonen fröhlich in die Kamera lachend oder tanzend ab. Das gemeinsame Feiern ist eine verbindende Praxis und jahrgangsübergreifender Kristallisationspunkt gemeinsamer Erinnerungen an die am Kolleg verbrachte Zeit.³⁶ Durch seine fortwährende Dokumentation in Fotografien und in Form eines Jahrgangsalbums gewinnt der gemeinsame inszenierte und durchlebte *rite de passage* noch an Gewicht – und entpuppt in Form und Inhalt als jahrgangsübergreifend stabil. Mary aus Kanada gibt ein Beispiel:

»Just a few weeks ago, I found pictures from last years' promotion somewhere – and I was somehow shocked when I saw that they had also performed can-can at the Franco-German party. They had even borrowed the same dresses! And I had

36 Vgl. dazu Kalthoff (1997: 243f.): »Die Zeit, die nicht nur *in* ihnen [der gemeinsamen Internatszeit und den dadurch geteilten Lebensläufen], sondern insbesondere *durch* ihre Erzählung ›weiterlebt‹, markiert eine trennende Erfahrung. Sie ist ein Mittel, mit dem sich Internatsschüler von anderen unterscheiden oder sich in anderen wieder erkennen.«

thought this was so innovative and creative, but it was just exactly the same as the year before... and this made me think ...»³⁷

Die Bilder »rauschenden« Feierns in einer Runde netter und attraktiver Menschen folgen einer besonderen Ikonologie. Das Europakolleg wird als ein Ort repräsentiert, an dem »man« Spaß hat.

Vor der deutsch-französischen Feier treffe ich mich mit anderen Studierenden am frühen Abend in einem der Wohnheime, wo einer der rumänischen Studierenden auf ein Glas Wein oder Bier in sein Zimmer eingeladen hat. Die Sitzgelegenheiten gehen allmählich aus, ein US-Amerikaner, eine Bulgarin und andere haben es sich bequem gemacht. Am Kleiderschrank und an der gegenüber liegenden Wand Bilder von Stränden, Hügelketten. Im Vordergrund der Bilder befindet sich meist eine Gruppe junger Menschen, die Arme umeinander legend und in die Kamera lachend. Als er merkt, dass ich sie aufmerksam betrachte, zeigt Alex stolz auf eines von ihnen. Er sagt, dass er schließlich zeigen wolle, aus welch einem schönen Land er komme. Das sei sein Lieblingsstrand, er sei dort oft mit seinen Freunden. Auf den Fluren der Unterkünfte und im Computerpool hängen hier und dort touristische Werbeplakate für Kreta, für einige spanische Regionen und Städte. Es handelt sich wahrscheinlich um dekorative Restbestände vergangener *national parties*. Einige Studierende haben Postkarten an ihre Zimmertüren geklebt, die einen visuellen Bezug zu ihrem Heimatland herstellen. Sie zeichnen mit dieser Dekoration nicht nur ein Bild von sich selbst, sondern auch von »ihrem« Land und verorten sich auf einer *mental map* Europas. Diese setzt sich neben den touristischen und medialen Bilderwelten der Zimmertüren, der Arbeitsräume und Wohnheim-Korridore auch aus den im Hauptgebäude des Europakollegs hängenden Posterreproduktionen mittelalterlicher Handschriften und Notenblätter, Flaggentafeln oder einem illustrierten Zeitstrahl europäischer Integration zusammen. Diese Bilder und viele andere liegen bereit, um aufgerufen zu werden und werden so zu einer Hilfestellung, wenn in den Brüsseler EU-Institutionen eine Absolventin oder ein Absolvent des Europakollegs einen Gesprächsanfang sucht.

Gleichzeitig mit der Erschaffung dieser repräsentativen und wirkmächtigen Bilderwelten eröffnen die *national parties* aber auch einen Raum, welcher der Kontrolle durch die Kollegverwaltung im Unterschied zu anderen sozialen Kontexten weit gehend entzogen ist. Hier ist die Möglichkeit eines *role release* gegeben, hier können die Studierenden sich anders darstellen und anders kommunizieren als im Kol-

37 FTB vom 12. Juni 2004.

legalltag. Darunter fallen «practices that do not directly challenge staff but allow inmates to obtain forbidden satisfactions or to obtain permitted ones by forbidden means. [They] provide the inmate with important evidence that he is still his own man, with some control of his environment.» (Goffman 1961: 54f. und 93)

Ein zentraler Aspekt der *national parties* ist gerade aufgrund eines sonst eher »kopflastigen« Alltags die Körperlichkeit, welche die Parties ermöglichen und durch die oftmals geforderte Verkleidung geradezu fordern. Und wenngleich dabei die Heteronormativität unübersehbar ist, so eröffnen die Feiern doch die Möglichkeit zu Praktiken, die die Macht der Kollegleitung und die Bedeutung des in den Kursen vermittelten Wissens zumindest für diesen Moment ausblenden. In dieser »Ventilfunktion« verbergen sich laut Goffman *secondary adjustments* – denn die Studierenden üben hier keinen direkten Widerstand gegen die Traditionen der Institution, der sie angehören, sondern entziehen sich dem Alltag in dem gleichen Maße, wie sie am Mythos des ebenso feier- wie arbeitsfreudigen Kollegiaten mitarbeiten.

Deplatzierungen

Die soziale Wirkmacht der Kategorie »Nation« am Europakolleg ist mittlerweile deutlich geworden. Sie zeigt sich noch deutlicher, wenn das Muster der auf *eine* Nation bezogenen Selbstrepräsentation und Wahrnehmung überraschend durchbrochen wird. Eine nordamerikanische Studentin mit chinesischen Eltern berichtet mir von einem Schlüsselerlebnis. Sie sei mit der – wie sie selbst sagt – »naiven« Erwartung nach Europa und an das Kolleg gekommen, dass in diesem Konglomerat unterschiedlicher Länder und Sprachen die nationale Zuordnung keine besonders große Rolle spiele. In Gesprächen mit ihren Kommilitonen habe sie ihre Sicht mehrfach mit ihrer kulturellen Herkunft erklärt und sei zu folgendem Schluss gekommen:

»[The] notion of dual identity seems to be totally unknown in Europe. When I discussed something with my flat mates [...], they couldn't understand how I felt. Once I said, I think this or that 'as I'm Canadian', and only a few minutes later I argued something just 'as I am Chinese'... They got totally confused – here in Europe, it seems to be impossible to be British and Indian or Turkish and German at the same time – it's simply impossible...«

Sie hat die Erfahrung gemacht, dass – wenngleich sie bei weitem nicht die einzige mit einer binationalen familiären Herkunft ist – eine *ein-*

deutige Zuordnung die Voraussetzung für den sozialen Status ist. Die hegemoniale Kategorie »Nation« macht andere Differenzierungsparameter unsichtbar. Auch das Bild eines europäischen Mikrokosmos – die mögliche Vorstellung also, das am Europakolleg die europäischen Gesellschaften »realitätsgetreu« im Kleinen abgebildet seien – scheint aus ihrer Sicht fragwürdig zu sein: »I remember when I walked through the College the first day. I thought: Wow, this is a *white* place!« Der Anteil Studierender etwa mit Migrationshintergrund mag gerade noch dem einer durchschnittlichen deutschen, europäischen oder nordamerikanischen Hochschule entsprechen, spiegelt jedoch kaum die Realität europäischer Gesellschaften wider (vgl. dazu etwa Massey u.a. 2006). Meine Interviewpartnerin hat ihren Blick für diese Verhältnisse geschärft und berichtet mir von einem anderen Ereignis:

»And then one day I and fourteen students got mail from the Communications Office [...] asking us to be part of the photos for the new brochure. And I could see from the addresses the mail was sent to, that they asked all the students from minorities to be on the picture. So there was four or five of us, which means one third of the picture, whereas we form only three percent or so of the student body.«

Aus ihrer Sicht tut sich eine Kluft auf zwischen dem Bild, welches das Europakolleg mit seiner Broschüre nach außen tragen will, und der »europäischen Realität« am Europakolleg, in der Migration allenfalls ein soziales Randphänomen darstellt:

»What kind of picture do they want to create? Among the whole staff, which means around a hundred people, there's only one person from a minority or with a migration background in her family [...], and no one among the assistants – isn't that weird?«³⁸

Selbstredend ist ihre Wahrnehmung geprägt durch den nordamerikanischen Umgang mit und das Bewusstsein sozialer Minderheiten und migrantischer *communities*, in dem die Thematisierung von »Unterschiedlichkeit« bzw. deren sozialer Konsequenzen als ein wichtiger Schritt zur Gleichberechtigung gilt. Der Umgang mit *diversity* ist eine gefragte Kompetenz, die Studierenden nicht zuletzt in den *ethnic* oder *minority studies* an amerikanischen Colleges vermittelt wird (Knapp 2005: 70ff.). Gerade angesichts der häufigen Rede von einer europäischen »Einheit in Vielfalt«³⁹ offenbart die Wahrnehmung meiner Ge-

38 FTB vom 9. Juni 2004.

39 Vgl. dazu auch McDonald (1996).

sprachspartnerin, dass die Politiken der Repräsentation in Nordamerika und im EU-Milieu divergieren. In ihrer Wahrnehmung scheint diesseits des Atlantiks eine Nation immer noch als eine homogene Entität imaginiert zu werden.

Nation als »verbindende« Kategorie überdeckt andere Differenzen: Der Rückgriff auf tendenziell stereotype »Nationalkulturen« scheint für Studierende des Europakollegs »unkomplizierter« zu sein als auf andere Kategorien, anhand derer Individuen und Gruppen sich voneinander differenzieren können. Nationale Zugehörigkeit – oder zumindest die Bereitschaft, sich zuordnen zu lassen – scheint leichter nachvollziehbar; sie lässt sich in vielen Fällen an der Sprache »erkennen« und scheint auf den ersten Blick auch weniger Konfliktpotential als andere Kategorien wie soziale Herkunft, Ethnizität, Geschlecht oder sexuelle Orientierung zu bergen.⁴⁰ Zentrale Kategorien sozialer Positionierung und Differenzierung wie Geschlecht und sexuelle Orientierung werden unsichtbar gemacht. Leticia schätzt ihre soziale Position im Alltag folgendermaßen ein:

»I think I am somehow in the middle of all this, the Nordics tell me what they think about the people from southern Europe – you know, all these stereotypes: The Nordic countries being so open, so democratic, and so tolerant towards homosexuality, and the Nordics saying that the southern Europeans stick together all the time. They would never say all these things, these stereotypes openly, only as a joke maybe... But I felt like I had to make a decision, I am still ›the Brazilian girl‹ for those who do not even know my name. You have to choose whether you defend your country – and I do this sometimes, I am to some extent proud of coming from this country, but I do not feel responsible... You have to choose whether you defend your country or escape the stereotypes – and I found it difficult to find a balance. I'd been seen as more linked to the Spanish and Portuguese students because of the culture and the language... And there are of course historic links between my country and Portugal, and the Portuguese students also asked me if I wanted to join their national party. I refused because I didn't want to take care of all these preparations, I just didn't want to do the work. At the same time, I also felt very weird about this – I personally find it much easier to connect with the Spaniards. Portuguese from Portugal is sometimes really hard to understand for me, it's like talking to someone from the 70s, their grammar is very formal and they sometimes use a different vocabulary.«⁴¹

40 Vgl. wiederum Hoffmann, dem zufolge die Akzeptanz etablierter Regeln durch neue Gruppenmitglieder Zugang zu einem zunächst von Machtdifferenzen frei erscheinenden Raum gewährt.

41 FTB vom 14. Juni 2004.

In diesem Kontext scheint es wesentlich unverfänglicher, sich selbst und seine Kommilitonen national zuzuordnen. Wer kann schon etwas dafür, »typisch griechisch« zu sein? Was hier als typisch für eine Nationalkultur anerkannt ist, scheint »natürlicher« und kaum hinterfragbar.⁴² In diesem Setting wird Europa als ein sozialer, kultureller und geographischer Raum naturalisiert und (re-)produziert.

Die Rückgriffe auf »Nation« lassen sich als »topologische Stereotypisierungen« verstehen. Den Term *topological stereotypes* verwendet Arjun Appadurai, um auf das Phänomen hinzuweisen, dass Orte und Räume metonymisch für Images und Ideen stehen – sei es in der alltäglichen Kommunikation, in den Medien oder auch in der sozial- und kulturanthropologischen Forschung. Als Beispiel hierfür nennt er die Verbindung von »Hierarchie« und »Indien« – für ihn ein »metonymisches Gefängnis« (nach Rodman 2003). »Topologische Stereotype« – die Kopplungen von Disziplin und »Deutschland« etwa oder ein nicht allzu strenger Umgang mit Terminen und Fristen in »Griechenland« – überdecken auch am Europakolleg sozial sehr wohl wirksame andere Kategorien der Differenz. Geschlecht, sexuelle Orientierung, soziale Herkunft, Ethnizität, Herkunft aus Ost versus West werden durch sie auf den ersten Blick sozial unwirksam, denn die topologischen Stereotype stellen eine scheinbare, oberflächliche Homogenität und Gleichberechtigung her: Alltäglich festzustellende Unterschiede können vorerst zu *national(kulturell)en* erklärt werden. Studierende werden auf einer *mental map* verortet, die zunächst einmal keine Statusunterschiede in sich zu bergen *scheint*. Dass diese durchaus existieren und äußern sich in der Vorstellung eines »authentischeren europäischen Wissens, welches mit der in das Projekt der Europäischen Integration eingeschriebenen Figur des »Kulturtransfer« konfligiert.

Denn in der Tat lassen sich auch andere – wohlgemerkt nicht »sagbare« – Formen der Hierarchisierung erkennen: Während meiner Feldforschung zeigte sich, dass am Kolleg »Westeuropa« noch immer das besser sichtbare bzw. deutlicher wahrgenommene, das »eigentliche« Europa ist – auch wenn das niemand so formulieren würde. »Osteuropa« figuriert auf dem Brügger Campus als das »Andere«, wird dabei jedoch keineswegs als »exotisch« oder »lockend« wahrgenommen (vgl. Buchowski 2006). Dass das Verhältnis von westlichem und Osteuropa sich als eines von »Etabliertem« und »Außenseiter« beschreiben lässt, spiegelt *en miniature* auch das Verhältnis der beiden Standorte Natolin und Brügge untereinander. Während meines Feld-

42 Vgl. grundlegend zur »Naturalisierung« als elementarem Bestandteil der Entstehung von Institutionen Douglas (1986).

aufenthaltes in Natolin wurde ich von fast jedem meiner Gesprächspartner gefragt, wie mein Eindruck von der Stimmung, dem Niveau der Kurse, dem Umgang der Studierenden untereinander in Brügge sei – wie es dort im Vergleich mit Natolin *wirklich* sei. Die interessierten, im Grundton skeptischen Fragen zielten zumeist darauf ab, ob ich das angeblich höhere Niveau der Kurse dort bestätigen könne, und ob ich die Studierenden dort »auch« als so arrogant und karrieristisch wahrgenommen hätte. In Brügge selbst war Natolin kein Thema, nicht ein einziges Mal wurde ich nach den Studierenden, den Kursen oder der Atmosphäre am polnischen Standort gefragt. Brügger Studierende leben ihren Alltag in dem Bewusstsein, am maßgeblichen und die Norm setzenden Ort zu sein: Der Studienort verleiht ihnen »kollektives Charisma« (Elias/Scotson 1993: 7). Auf dem Campus in Natolin hingegen entspannen sich ganze Gespräche über das empfundene Dasein als »Anhängsel« des größeren und älteren belgischen Standorts. Das unterstreicht auch die nach wie vor im Brüsseler EU-Milieu kursierende Rede von der *Bruges mafia* – in der, so wird bekundet, Natolin stets »mitgemeint« sei.

Die *College community*: Professionelle Navigation im EU-Europa

Die Aussicht auf die Teilhabe an der in EU-Kreisen so genannten *Bruges mafia* ist so eng mit der Außenwahrnehmung des Kollegs verknüpft, dass sich schon die BewerberInnen in ihren Motivationschreiben darauf beziehen:

»There are not only educational reasons inducing me to apply for this scholarship. From what I have been told by some anciens of the College, the small ›European polyglot community‹ at Bruges provides a unique opportunity for making friends in an open-minded and truly European Environment. [...] My attention was also drawn to the fact that many former College of Europe students do a stage in a European Institution.«⁴³

Diese Bewerberin ist nicht die einzige, welche die Aussicht auf die Teilhabe an einem beim Karriereeinstieg dienlichen Netzwerk explizit thematisiert – und dabei den EU- und Kollegjargon aufgreift, in dem französische Termini in englischsprachige Formulierungen eingeflochten werden und der als Erkennungsmerkmale der *in-group* dient.

43 CoE2003-2004-B159.

Selbst in Interviews, in denen es ein Hauptanliegen meiner Gesprächspartner war, ihrer Frustration über das »truly European environment« am Europakolleg Luft zu verschaffen, war dieser Aspekt noch präsent: »Hoffentlich erweist sich wenigstens im Nachhinein, dass sich dieser ganze Stress gelohnt hat!«⁴⁴

Die Studierenden des Europakollegs werden mit ihren Erwartungen nicht allein gelassen, sondern von Beginn ihres Studiums an mit der Idee vertraut gemacht, dass sie ab jetzt – und spätestens mit dem Studienabschluss – Teil der *College community* sein werden. Dass es neben dem in Brüssel ansässigen Ehemaligenverein auch *career days*, Bewerbungsberatung und vielerorts Ehemaligen-Stammtische gibt. Die *College community* ist damit über Brügge und Natolin hinaus präsent, und schon während des Studiums arbeitet die Institution – in Person einer Beraterin, die den Studierenden unter anderem beim Verfassen von Lebensläufen und Bewerbungsschreiben hilft – daran, die *community* zwar einerseits eng mit dem Campus zu verbinden, zugleich aber in unterschiedlichsten professionellen Milieus vor allem in Brüssel zu verankern. Das war nicht immer so.

Durch die väterliche Figur des ersten Rektors, so deutet es Virginie Schnabel, sei das Kolleg zunächst eine »kollektive Ressource« (Schnabel 2002: 245) gewesen sei. Man kam »aus demselben Stall«:

»Des dizaines exemples illustrent ce constat: dans tous les domaines qui touchent à l'Europe, ›Bruges‹ est présente. D'un secteur à l'autre, on se téléphone en cas de controverse, au lieu de s'écrire des lettres hostiles. On est sorti de la même écurie.« (Brugmans 1993: 345)

Sie verweist auf Briefe, die der Rektor auf der Suche nach Arbeitsstellen für »seine« Absolventen verfasst hat – ein Engagement, mit dem das anfänglich noch sehr kleine, doch dabei umso engere Absolventennetzwerk überhaupt erst geknüpft wurde. Diese Anbindung an die Arbeitswelt und das entstehende Milieu der professionell mit der europäischen Integration Befassten sollte dem Kolleg natürlich mittelfristig wieder zugute kommen. Aus den Briefen lässt sich unschwer schließen, dass Brugmans und der Ort Brügge Mittel- und Knotenpunkt des Absolventennetzwerkes waren.

Die »Ortseffekte« des Europakollegs änderten sich in dem Maße, wie seit den frühen 1970er Jahren die Anzahl Studierender wuchs (vgl. Kapitel 1). Am Ende des Studiums standen bisher enge, durch akademische wie persönliche Interessen und Zuneigung entstandene Ver-

44 FTB vom 7. Februar 2004.

bindungen, die nicht zuletzt durch die bis dahin allen Studierenden gemeinsame generationelle Erfahrung des Zweiten Weltkrieges ein besonderes Gewicht erhielten. Es ging explizit um die Stiftung einer Gemeinschaft und die Entstehung von Freundschaften fürs Leben nach dem Motto »L'essentiel n'est pas ce que vous faites, mais de le faire ensemble«. ⁴⁵

An die Stelle dieser »strong ties« treten nun durch Professionalisierungsbestreben gekennzeichnete »weak ties«, das Verhältnis der Studierenden untereinander wird damit »funktionalistischer«. Gruppen bilden sich kurzfristiger, lösen sich wieder auf und haben weniger Bindekraft. Was eine nicht intendierte Folge der immer weniger wirkmächtigen »strong ties« ist, resultiert in einem scheinbaren Paradox: Das Absolventennetzwerk wird nach Granovetter gerade dadurch effizienter und zeichnet sich durch eine höhere Reichweite aus (vgl. Granovetter 1982). Zugleich hat der Rektor nicht länger die zentrale Person in diesem Netzwerk. Bis in die frühen 1970er Jahren hat sich der Mythos von der *Bruges mafia* schon etabliert, während sich parallel auch die Studienmotivation der Bewerber und die Erwartungen an die Kollegausbildung gewandelt haben. Schnabel argumentiert, die Studierenden seien seither zunehmend »pragmatischer« (Schnabel 2002: 258) geworden, und spielt damit auf deren zunehmend *expliziter* geäußerte Erwartungen an, dass dieser Ort einen deutlichen *Effekt* auf ihren Start in die berufliche Laufbahn ausüben solle. Die nunmehr entstehenden »weak ties« ziehen auch, so meine These, eine bis heute wachsende Notwendigkeit nach sich, den Ort Europakolleg als Gravitationszentrum und zentralen Knotenpunkt *explizit* zu stärken – zum Beispiel, in dem sich um ein wiedererkennbares »Profil« der Absolventen bemüht wird. Zu diesem in Brügge und Natolin lokalisierten Profil gehört das Wissen und Bewusstsein, wie das »Label« Europakolleg im EU-Milieu zu verwenden ist und wie man im Netzwerk unter all den anderen *anciens* navigiert.

An diesem Punkt setzen die Arbeit des kolleginternen *Career service* und der damit eng verbundenen Ehemaligenvereinigung an. Konkret sollen diverse Kurse und Services, die den Studierenden während ihrer Ausbildung angeboten werden, den Sprung in die Arbeitswelt er-

45 Dies ist ein Beispiel dafür, dass der oder die UrheberIn des Mottos im Zuge der Selbstmythisierung an Bedeutung verliert. Der ehemalige Rektor Otto von der Gablentz schreibt es Brugmans zu (vgl. Schnabel 2002: 265) – jener nennt allerdings in seiner Memoiren wiederum Salvador de Madariaga als Quelle: »L'essentiel n'est pas ce qu'ils font, mais qu'ils le fassent ensemble.« Siehe Brugmans (1993: 328).

leichtern: Sie können sich in Einzelgesprächen oder bei extra angesetzten Terminen zur Gestaltung von Bewerbungen und zur Recherche nach einem passenden Arbeitsplatz beraten lassen. Dabei werden stets nur Vorschläge gemacht und auf Erfahrungswerte verwiesen, doch die Nachfragen der Studierenden in dieser Runde verdeutlichen, dass sie die Ratschläge durchaus auch als Regeln zu verstehen gewillt sind. In einem Kurs gleich zu Beginn der Ausbildung betont die zuständige Mitarbeiterin daher, dass die Studierenden ihr eigenes professionelles Netzwerk zu bauen beginnen sollten. Dazu gehöre auch ein entsprechend freundlicher Umgang mit den Kommilitonen, denn schließlich könne man nie wissen, wer von ihnen relevante Informationen über einen Berufseinstieg besäße. In dieser Veranstaltung betont die Kollegmitarbeiterin, dass kein einziger ihr bekannter Absolvent, der als Mitglied der Ehemaligenvereinigung mit dem Netzwerk in Kontakt stehe, arbeitslos sei. Doch, wendet sich ein, seien nicht alle Absolventen dort Mitglied und es gebe sicherlich solche, die nach Studienabschluss nicht auf Anhieb eine passende Arbeitsstelle fänden.⁴⁶

An diese Veranstaltungen, zu denen auch Kontakte mit potentiellen Arbeitgebern im Rahmen eines *career day* gehören, knüpfen Stammtische in diversen europäischen Städten und in größeren zeitlichen Abständen auch ein Empfang für die Absolventen des Europakollegs, die in Brüssel Fuß fassen möchten. Diese sozialen Institutionen erleichtern den Übergang vom Kollegeleben in den beruflichen Alltag und geben den Absolventen die Sicherheit, dass ihr soziales Feld auch außerhalb der Kollegmauern existiert. Die Kodices, der Habitus und die Themen korrespondieren mit den während des Studiums etablierten. Die Absolventen bewegen sich, nachdem sie den *rite de passage* durchlaufen haben, vielleicht auf anderen Bühnen, doch die Rollen und die Stücke, welche sie spielen, folgen denselben dramaturgischen Mustern. Eine Schweizer Studentin ist sich bewusst, dass Erwartungen an ihre Rolle bei solchen Stammtischen gestellt werden – »unvorbereitet« würde sie jedenfalls nicht dorthin gehen, sondern sich vorher genau überlegen, mit wem sie sprechen wolle und welche Ziele sie verfolge.

46 FTB vom 17. September 2004.

Fazit: Ein symbolischer Ort in einer »flüchtigen Moderne«

Wie innerhalb der Strukturen des Europakollegs durch alltägliche Praktiken und Rituale eine »Bühne« gebaut wird, auf der das Stück »Europa« gegeben wird, wurde in diesem Kapitel gezeigt. Es ging darum, die sozial wirksame Spezifik dieser Bühne, dieses eben gerade nicht »neutralen«⁴⁷ Ortes, nämlich die »Ortseffekte« zu beleuchten. Es wurde hypothetisch davon ausgegangen, dass diese Ortseffekte nicht nur einen spezifisch EUropäischen Habitus und eine Selbstwahrnehmung bedingen, sondern dass sie auch die Sicht auf die umgebende Welt prägen und einer besonderen Ordnung unterwerfen.

Der Bühnenbau vollzieht sich im spannungsreichen Wechselspiel zwischen Struktur und Praxis einerseits, zwischen Handeln und dem Reden darüber andererseits. Vincent Berdoulay argumentiert: »[A] place comes explicitly into being in the discourse of its inhabitants, and particularly in the rhetoric it promotes« (Berdoulay 1998: 135, zitiert nach Rodman 2003). Die Darstellungen sozialer Praxen und kolleginterner Routinen und Rituale legen diese Ordnung und den vom Europakolleg auf die Welt geworfenen Blick offen: Das auf der Kolleg-Bühne Jahr für Jahr neu entstehende Stück »Europa« bedient sich nach wie vor einer Sprache, in der die Nation als kulturelle und soziale Kategorie eine große Rolle spielt. Dies entspricht zum einen der Struktur und den Traditionen dieser Bildungsinstitution, deren Studierende nach wie vor durch nationale Komitees ausgewählt werden und so Teil einer »Delegation« werden. Die Frage, welches nationale Auswahlkomitee für Bewerber mit nicht eindeutig national zuzuordnenden Bildungsbiographien zuständig ist, taucht dabei immer wieder auf und wird angesichts eines wachsenden transnationalen Studierendenmilieus noch an Bedeutung gewinnen. Zum anderen korrespondiert es auch mit den Ansätzen einer europäischen Kulturpolitik, mit der »Europa eine Seele [ge]geben«⁴⁸ werden soll – Nationalismen sollen überwunden werden, sind jedoch zugleich unübersehbares Fundament jeder Überlegung und Auseinandersetzung.

47 So argumentiert Virginie Schnabel und betont zugleich die »Unabhängigkeit« des Europakollegs. Beidem widerspreche ich in meiner Darstellung entschieden (Schnabel 1996: 12).

48 Unter dem Motto »Europa eine Seele geben« kamen im Herbst 2006 hochrangige Vertreter aus den EU-Mitgliedstaaten zusammen, um über Kultur(politik) in EU-Europa zu beraten. Vgl. www.berlinerkonferenz.eu.

Der auf Nationen ausgerichteten Struktur stehen die Erfahrungen der Studierenden entgegen. Transnationale Milieus, in denen sie sich bewegen, scheinen (noch) nicht die symbolischen Ressourcen und Bilderwelten bereitzuhalten, um im sozialen Kontext des Kollegs sichtbar und sagbar zu werden. Vielmehr werden Nationen als Referenzpunkte genutzt; durch die Bezugnahme auf sie (und auch in dem Bemühen um Abgrenzung, wie meine am Textanfang zitierten GesprächspartnerInnen) wird ein transnationales soziales Milieu erst sichtbar: In den Vorstellungsrunden zu Beginn des Studienjahres geht ein lautloses Rausen durch den Raum, wenn jemand in mehreren Ländern und womöglich trilingual aufgewachsen ist. Diese Person wird als jene erinnert, die in Kanada, der Schweiz und Ägypten gelebt hat. Auch wenn nicht alle Studierenden Lebensläufe mit einer knappen Handvoll oder mehr über den Globus verteilter Stationen verfügen, so ist dies doch ein repräsentatives Modell mit hohem Status.

Der Bau der »Bühne«, die Entwicklung der Handlungsstränge und des Stücks sind undenkbar ohne die Akteure, die beim Betreten und Verlassen der Bühne, in »ortsangemessene« Rollen hineinschlüpfen und sie modifizieren. Sie improvisieren, bürsten ein mehr oder weniger ausformuliertes Skript gegen den Strich und setzen gezielt Ironie ein, um ihre Distanz zur Rolle zum Ausdruck zu bringen. Durch das gemeinsame Spiel und die Arbeit am Stück, bei der Auseinandersetzungen über die dramaturgische Entwicklung ebenso einkalkuliert sind wie sprunghafte Bewegungen zwischen den Genres, entsteht so etwas wie ein Ensemble, eine temporäre Gemeinschaft.

Auch wenn diese Gemeinschaft nur darin besteht, ein gemeinsames Stück zur Aufführung zu bringen und darüber hinaus zeitlich keinen Bestand hat, so hat sie doch eine ungleich höhere symbolische Funktion:

»There is commotion around the need of community mainly because it is less and less clear whether the realities which the portraits of ›community‹ claim to represent are much in evidence, and if such realities can be found, will their life-expectancy allow them to be treated with the kind of respect which realities command. The valiant defence of community and the bid to restore it to the favours denied by the liberals would hardly have happened had it not been for the fact that the harness by which collectivities tie their members to a joint history, custom, language or schooling is getting more threadbare by the year. In the liquid stage of modernity, only zipped harnesses are supplied, and their selling point is the facility with which they can be put on in the morning and taken off in the evening (or vice versa). Communities come in many colours and sizes, but if plotted on the Weberian axis stretching from ›light cloak‹ to ›iron cage‹, they all come remarkably close to the first pole.« (Bauman 2000: 169f.)

Für Zygmunt Bauman ist eine solchermaßen fragile »Gemeinschaft« mehr Behauptung und »Projekt« als eine sozial folgenreiche »Realität«, und sie ist stets das Resultat individueller Entscheidungen. In einer Lebenswelt, die wie die der Kollegstudierenden von einer umfassenden »Verflüchtigung« gekennzeichnet ist und in der Mobilität und individuelle »Freiheit« Ideal und alltägliche Praxis zugleich sind, steigt der symbolische Wert von Orten. »Ortseffekte« schreiben sich in den Körper der Individuen ein und dienen als Distinktionsmerkmal. Wie Strukturen und Praktiken Orte und einen imaginierten Raum entstehen lassen, habe ich anhand von *national parties*, der alltäglichen Nutzung des Speisesaals, der Eröffnungszereemonie und anderem gezeigt.

Die transnationalen Biographien der Studierenden und der auch durch die Kollegtraditionen angeregte Rückgriff auf ein stereotypes »nationales Erbe« scheinen sich nicht gegenseitig auszuschließen. Daraus lässt sich ableiten, dass die Akteure ein differenziertes und situatives Verständnis der eigenen sozialen Rolle haben. Einerseits »konservative« Sichtweisen auf Nationalkulturen zu übernehmen und sich andererseits in seiner Biographie längst nicht mehr nationalen Kategorien unterzuordnen – dies beides ist für ein und denselben Akteur möglich. Es setzt jedoch voraus, sich über die diversen möglichen Rollen, die einzunehmen möglich sind, im Klaren zu sein.

Für viele meiner Gesprächspartner ist das Wissen um die »Spielregeln« und die in dem Stück »Europäische Integration« vergebenen Rollen nicht nur prägend für ihren »Europäischen Lebensstil«, sondern in erster Linie von professioneller Relevanz für ihre strategische Karriereplanung. Einer meiner Gesprächspartner, der in den frühen 1980er Jahren am Europakolleg studierte, beschreibt die dortige Ausbildung folgendermaßen:

»Um nur mal ein Beispiel zu nennen: Ich hatte da an einer Arbeitsgruppe zur Süderweiterung der EG teilgenommen, die zum größten Teil aus Italienern, Spaniern und Portugiesen bestand... und mir als einzigem Deutschen. Ich habe damals eine halbe Stunde warten müssen, bis die zum verabredeten Treffpunkt gekommen sind, und das ist ja heute in der Kommission auch noch so. Man hat also lernen müssen, [lehnt sich vor, artikuliert noch deutlicher] mit den Dingen umzugehen, das Inhaltliche war da oft nur Staffage. [...] Ich denke, dass ich dort gelernt habe, die Unterschiede zu nehmen, wie sie sind... und das meine ich nicht einmal im Sinne von Toleranz – die Unterschiede sollten nicht einmal explizit thematisiert werden. Was ich da aber gelernt habe, ist, Menschen unterschiedlichster Herkunft richtig anzusprechen.«⁴⁹

49 FTB vom 19. Februar 2004.

Jemanden »richtig« ansprechen zu können, sich also orientieren zu können, heißt auch eine unverfängliche Kommunikationsbasis herstellen zu können und um kulturelle Konfliktfelder herum navigieren zu können: Man kennt die Spiel-Regeln ebenso wie die eigene Rolle und die Möglichkeiten der Improvisation. Diese Fähigkeiten versprechen in der EU-Kommission Erfolg.

Das Reden in nationalen Kategorien spiegelt nicht zuletzt die Struktur der Institution wider. Der Rückgriff auf Imaginationen von Nationalkulturen wird auf absehbare Zeit auch die Strukturen, Traditionen und Rituale am Europakolleg prägen, wenngleich die biographische Erfahrung und die Alltagspraxen der Studierenden diesen Rückgriff allmählich immer weniger selbstverständlich werden. Das Europakolleg ist ein etablierter EU-europäischer Ort, an Europa als Bühnen-Raum sozial hergestellt und zu einem sozialen Spiel-Feld wird – die Regeln der Improvisation, mit denen die Studierenden auf die Orientierung in Brüsseler Korridoren vorbereitet werden, verzeichnen nationale Grenzen als wichtigste Orientierungsmarken. Andere Wegmarken sind nicht auf den ersten Blick zu erkennen. Tatsächlich bewegen die Studierenden sich jedoch schon längst in einem transnationalen »Stück«, in dem die Bedeutung der Kategorie »Nation« Relevanz verliert. In gleichem Maße bietet sie sich – im Unterschied etwa zu sozialem Status, Gender oder sexueller Orientierung – als eine symbolische Kategorie zur Differenzierung an, die Statusunterschiede ausblendet.

Das improvisationsreiche, kreative Spiel von Subversion und Ironie einerseits und der Reproduktion und sozialen Grenzziehung andererseits, das die Studierenden während eines akademischen Jahres treiben, mag wenige Spuren an der institutionellen Struktur und im Selbstverständnis des Europakollegs hinterlassen, an dem in diesem Kapitel Züge einer »totalen Institution« abgelesen wurden. Doch das Spiel auf der Bühne hat umso effektvollere Konsequenzen für den Habitus der Studierenden. Mit Bourdieu verstehe den »Habitus als das Körper gewordene Soziale«:

»Ich bin in der Welt enthalten, aber die Welt ist auch in mir enthalten. Die soziale Realität existiert sozusagen zweimal, in den Sachen und in den Köpfen, in den Feldern und in den Habitus, innerhalb und außerhalb der Akteure. [...] Ich bin in der Welt enthalten, aber sie ist auch in mir enthalten, weil ich in ihr enthalten bin; weil sie mich produziert hat und weil sie die Kategorien produziert hat, die ich auf sie anwende, scheint sie mir selbstverständlich, evident. Im Verhältnis zwischen Habitus und Feld geht die Geschichte ein Verhältnis mit sich selbst ein: Der Akteur [...] und die soziale Welt [...] sind [...] in einem regelrechten ontologischen Einverständnis vereint.« (Bourdieu/Wacquant 1996: 161)

Am Europakolleg ist die soziale Welt eine *europäische* Welt, in der das Europakolleg einen herausgehobenen Ort verkörpert. Nur so lässt sich die Einschätzung meiner Gesprächspartnerin Sonja H. verstehen, wenn sie meint, dass der stärkste Effekt des Europakollegs auf sie und ihre KommilitonInnen sei, dass man »das alles für vollkommen normal halte.« In der Fähigkeit des Europakollegs, sich für einen begrenzten Zeitraum zum Zentrum der Welt zu machen, bündelt sich der »Effekt« dieses Ortes: Es lädt einen transitorischen *Nicht-Ort* (Augé 1994: 41) mit symbolischen Bedeutungen auf und markiert ihn damit als besonders *EUropäisch* auf der imaginären, von Machtungleichheiten durchzogenen Landkarte, die die Akteure im EU-Machtfeld verinnerlicht haben und nach der sie ihre von transnationalem Kapital und Mobilität gekennzeichnete Biographie navigieren (vgl. Nippe 2006, Vonderau 2003, 2008).

Lost in Circulation. Überlegungen zum Statusgefälle zwischen Ost- und WestEUropa

»The map of Europe does not actually allow for the free scope of the kaleidoscope in the reshuffling of its shape. The points of the compass indicate directional alignments on the map, north and south, east and west, and these binary oppositions were invested with cultural significance, structured by patterns of similarity and difference, and resumptions of precedence and hierarchy.« (Wolff 1994: 357)

Der Historiker Larry Wolff datiert die Erfindung Osteuropas in der Aufklärung und argumentiert, dass westeuropäische Intellektuellen Diskurse den »Osten« als das komplementäre Andere konstruierten, um so ihre evolutionistische Weltsicht zu untermauern. Darin figurierte der »Osten« Europas als Sammelkategorie und zivilisatorische Stufe zwischen dem westlichen Europa und Asien. Dass diese historische Denkfigur und kulturelle Landkarte nicht nur bis zum 20. Jahrhundert weit reichenden politische Entscheidungen unterlag, sondern bis heute alltagsweltliche und soziale wie kulturelle Relevanz hat, vergegenwärtigen Diskussionen in den von mir begleiteten Seminaren und Vorlesungen an beiden Standorten des Europakollegs. Darüber hinaus weisen die Äußerungen von Absolventen insbesondere aus den neuen Mitgliedsstaaten an der östlichen Peripherie der EU darauf hin, dass (west-)EUropäisches Wissen aus dem EU-Milieu und Machtfeld in andere – nationale – Kontexte offenbar nur schwer zu transferieren ist. Wie wird am Europakolleg mit einer kulturellen Denkfigur umgegan-

gen, in der Ost und West als dichotomisch und der Westen als überlegen gilt?

In Diskussionen im Rahmen des Unterrichts wurde oft implizit, manches Mal auch ausdrücklich der EU-Beitritt der damaligen Kandidatenländer als weiterer Schritt einer nachholenden Modernisierung betrachtet, wobei die EU-»Kernländer« als Maßstab dieser Modernisierungsentwicklung gelten. Zugleich erschien mir stets ein unauflösliches Spannungsverhältnis zwischen der rhetorischen Gleichstellung aller EU-Mitgliedsstaaten in einem gemeinsamen »Raum der Freiheit und Freizügigkeit« einerseits und der essentialisierenden Sicht, es gebe graduelle Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern die »mehr« oder »weniger« europäisch seien. Jean Rupnik, einer der Dozenten des Europakollegs fasst diese Denkweise an anderer Stelle in folgende Worte:

»[The] collapse of communism has had a dual impact on Europe. It affirms a European identity vis-à-vis non-Europe (Islam) or ›semi-Europe‹ (America and Russia). But it also brings back into the open some intra-European divides... There are different ways of belonging to Europe. One is always someone else's ›barbarian‹.« (Rupnik 1994: 93 nach Häkli/Kaplan 2002: 5)

Unterdessen haben sich die Studierenden auf dem polnischen Campus in Natolin mit den praktischen Konsequenzen dieser Denkweise auseinanderzusetzen insofern sie am Europakolleg *in nuce* reproduziert wird. In einer Diskussionsrunde mit acht Studierenden, die sich um das Thema des *Qualitative majority Voting* herum gebildet hatte, wurde auf Bitte der Verwaltung eine Stellungnahme der Studierenden zu einem kolleginternen Austauschprogramm erarbeitet. Dabei kamen die Studierenden ein ums andere Mal auf ein empfundenes Statusgefälle zwischen »ihrem« und dem belgischen Campus zu sprechen. Es kursierte die Frage, ob es aus Sicht einer oder eines Brügger Studierenden überhaupt attraktiv sei, nach einem halben Studienjahr an den polischen Standort zu wechseln. Dass ein Wechsel in umgekehrter Richtung Zuspruch finden würde, schien unbezweifelt zu sein. Eine Studentin schloss daraus, dass es an ihnen, den Natoliner Absolventen, sein werde, das Renommee ihres Campus zu begründen und klar zu machen, dass gerade aus der aus Brüsseler Sicht peripheren geographischen Lage ein spezifisches und für die Europäische Integration unentbehrliches Wissen erwüchse. Dass die Notwendigkeit eines Transfers dieses Wissen in das EU-Machtfeld als notwendig erachtet werden – diese Einschätzung wurde von den Studierenden trotz anders lautender Bekundungen bezweifelt.

»Kulturtransfer« als politische und wissenschaftliche Denkfigur

Die Denkfigur des »Kulturtransfers« hat für das politische und kulturelle Projekt der Europäischen Integration eine zentrale Bedeutung. Die *Methode Monnet* sah vor, dass ein *spill-over*-Effekt nicht nur zur EUropäisierung von unterschiedlichen Politikfeldern führen würde, sondern dass auch die an diesem Projekt mitarbeitenden Menschen sich dem Idealtypus eines *Homo Europaeus* annähern und über ihre sozialen Kontakte EUropa über Brüssel hinaus tragen würden: Sie sollten als Pioniere vorleben, wie durch eine gemeinsame politische Vision und internationale, interkulturelle Transfers auf der Alltagsebene nationale Barrieren überwunden werden können. »Kulturtransfer« meint in diesem Sinne nicht nur die Begegnungen und »Übertragungen« innerhalb des entstehenden Brüsseler EU-Machtfeldes – gemeint ist auch der Transfer einer dort entstehenden »europäischen Kultur« in die Nationalkulturen hinein. Das »Fass« Europa fülle sich, schwappe über und sein Inhalt tropfe hinunter in die nationalen »Kulturbehälter«, um auch diese nach und nach anzufüllen.⁵⁰ Symptomatisch für das Monnet'sche Verständnis von »Kulturtransfer« ist nicht nur die imaginierte Bewegung von *oben* (EU-Machtfeld) nach *unten* (Nationalkulturen). Bemerkenswert ist auch die implizite Vorstellung, dass eine neue europäische Kultur unter den EU-Funktionseleiten in den Brüsseler Institutionen quasi »automatisch« entstehen würde, wenn man Vertreter unterschiedlicher Nationalkulturen zusammenbringe. Drittens spielen Hierarchien zwischen den kulturellen Imaginationen von Nationalkulturen dieser Denkweise zufolge keine Rolle. »Europäische Kultur« entsteht demnach aus der Addition von Nationalkulturen, wobei offensichtlich variierende »Wertigkeiten«, die kulturellen und sozialen Bildern von »Nationalkulturen« zukommen, nicht in die Rechnung einbezogen werden. Stattdessen scheint die Vorstellung eines gleichberechtigten Miteinanders vorzuherrschen. Cris Shore hat herausgearbeitet, dass es sich dabei um Kultur »mit großem K« handelt:

»[It] reflects a bureaucratic, top-down, *dirigiste* and arguably French approach to culture: one that sees ›European culture‹ largely in terms of *haute culture*, the con-

50 Neben der Metapher des überschwappenden Fasses ist auch das gemeinsam zu erbauende »Haus Europa« in der Bildsprache präsent, zudem ist oft die Rede von der »Familie Europa«, in die verloren geglaubte Verwandte nach 1989 wieder integriert werden. Vgl. dazu Shore (1997).

sciousness of which can somehow be injected into the masses by an enlightened political vanguard [...].« (Shore 2000: 62)

Die sich aus der französischen germanistischen Komparatistik heraus entwickelnde Kulturtransferforschung hat nach Matthias Middell ein Verständnis von Kultur als ebenso abgrenzbarem wie transferierbarem Korpus entwickelt: »Transfer meint die Bewegung von Menschen, materiellen Gegenständen, Konzepten und kulturellen Zeichensystemen im Raum und dabei vorzugsweise zwischen verschiedenen, relativ klar identifizierbaren Kulturen« (Middell 2000: 18). Kultur meint so zugleich einen klar konturierten (sozialen, meist geographisch gedachten) Raum und die in ihm hervorgebrachten Errungenschaften und Produkte.⁵¹ Hier hingegen sind mit »Kultur« ganz im Sinne der Kultur- und Sozialanthropologie jene machtgeladenen alltäglichen und diskursiven Aushandlungsprozess gemeint, in den auch (durchaus klar abgrenzbare) Imaginationen von National- oder Hochkulturen einfließen. Dazu zählen auch die von Middell angesprochenen wissenschaftlichen Ideen und künstlerischen Konzepte sowie technische Neuerungen. Wenn Kultur nun in erster Linie als Prozess und nicht als abgrenzbares »Produkt« zu verstehen ist, dann richtet sich der Blick folglich auch auf die Widerspenstigkeiten und Konflikte, welche im Laufe dieses Prozesses auftauchen.

Tatsächlich findet im Brüsseler EU-Alltag ein komplexer Aushandlungsprozess darum statt, was und vor allem wer »Europäisch« ist – und keine »Addition« und Vermengung nationaler Kulturen zu einer neuen europäischen Kultur, wie es nach dem funktionalistischen Modell Monnets anzunehmen wäre. Maryon McDonald hat herausgearbeitet, wie EU-Kommissionsbeamte ihre Vorstellung von Europa durch ihr Selbstverständnis und ihr alltägliches Handeln zum Ausdruck bringen. Die Europäische Kommission ist ein Milieu, in dem der Anspruch einer alltäglich gelebten »Einheit in Vielfalt« stets präsent ist. Dort ist der- oder diejenige Europäischer, die weiß, dass der französischen Sprache die Funktion eines Gegenpols zum auf dem Vormarsch befindlichen Englisch zugesprochen wird – und doch gerade *dann* ins Englische wechselt, wenn das Gegenüber besser Französisch spricht als sie selbst. McDonald zeigt, wie die von nationalen Regierungen in die Kommission delegierten Kommissionsmitarbeiter sich

51 Ähnlich denkt auch Virginie Schnabel, wenn sie das Europakolleg unter dem Aspekt der »Akkulturation« untersucht. Darunter versteht sie »des processus qui se produisent lorsque deux ou plusieurs cultures se trouvent en contact et agissent ou réagissent l'une à l'autre« (1996: 9).

als *parachuté* entlarven, wenn sie mit dem komplexen System von (Stereo-)Typisierungen nicht recht umzugehen wissen: Sie sind von außen wie mit einem Fallschirm »eingeschwebt« und mit den lokalen Kodices und Gepflogenheiten nicht vertraut. Erst wer hier mit den nicht zufällig an Montesquieus Klimatheorie erinnernden Zuschreibungen von strukturiert arbeitenden Nordeuropäern und impulsiv improvisierenden Südländern mit der nötigen Nonchalance umzugehen vermag, ist *wirklich* EUropäisch.⁵²

In Gesprächen verdeutlichen etwa meine deutsche Gesprächspartner die Bedeutung dieses spezifischen EU-Wissens für ihren Status und die Arbeitsatmosphäre mit folgendem Beispiel: »Stellen Sie sich mal vor, sie müssen zusammen mit einem Griechen eine Position erarbeiten...« Mit einem Augenrollen oder Schulterzucken fuhren sie fort und erklärten, dass man trotz variierender Vorstellungen von Zeit und »guter Arbeit« zu einem Ergebnis, zu einer gemeinsamen Position kommen müsse. Deshalb habe es sich als sinnvoll erwiesen, Unterschiede nicht auf individueller Ebene zu bewerten, sondern gewissermaßen national zu kodieren. Was den eigenen Standards nicht entspricht, wird auf einer kulturellen *mental map* mit einer Nation verknüpft und verortet – es wird als »gegeben«, beinahe »essentiell« hingenommen.

Diese Bemerkungen legen drei Schlussfolgerungen nahe: Erstens spielt in den Imaginationen EUropas die Nation als Ausgangspunkt und Gegenpol, als parallele und zu überwindende Struktur eine wichtige Rolle.⁵³ Zweitens ist die Denkfigur eines »Kulturtransfers« im Projekt der Europäischen Integration eingeschrieben: Die Europäische

52 So etwa »rationale Nordländer«, »emotionale Südländer«, kreatives Chaos und strukturiertes Vorgehen, Pragmatismus versus Idealismus etc. Vgl. McDonald (1997: 61) sowie Abélès (2004). Nach der klassischen Definition Walter Lippmanns von 1922 handelt es sich bei Stereotypen um die »Bilder in unseren Köpfen«. Dies wurde im Herbst 2005 anlässlich einer Konferenz zu sozialen Stereotypen am DHI London thematisiert. Einen Einblick in die Bilder, die Europäer sich voneinander und von »ihrem« Kontinent machten, liefert u.a. der Katalog zu einer Ausstellung des Deutschen Historischen Museums: Plessen (2003).

53 Ein Grund dafür ist zweifelsohne die Schwierigkeit, ein spezifisches, eigenständiges und dennoch anschlussfähiges Begriffsinstrumentarium für die Beschreibung des Europäisierungsprozesses zu (er)finden, das den Besonderheiten des Phänomens gerecht und von problematischen Anleihen aus anderen Kontexten wie etwa der Nationalismusforschung befreit wird. Vgl. dazu Shore (2005).

Gemeinschaft als »Raum der Freiheit«⁵⁴ war und ist nicht nur auf die Verwirklichung eines Binnenmarktes⁵⁵ ausgerichtet. Kulturtransfers – sowohl als Zirkulation *zwischen* den Mitgliedsstaaten als auch aus dem Brüsseler Machtfeld *in* die Mitgliedsstaaten hinein – sind Mittel und Ziel des Europäischen Integrationsprozesses zugleich. Mittels Zirkulationsbewegungen, d.h. einer Reihe von Kulturtransfers, ließe sich demnach die trennende Wirkung von nationalen Denkweisen abschleifen und Europa als ein Raum der Zirkulation etablieren. Drittens belässt die (wohlgemerkt politische, nicht wissenschaftliche) Denkfigur des »Kulturtransfers« den zentralen Faktor der Macht im Dunkeln – auf der diskursiven und programmatischen Ebene dominiert das Idealbild eines »Raums der Freiheit« und des gleichberechtigten Austauschs.⁵⁶ Um »Kulturtransfer« als einer präskriptiven, normativen Denkfigur im politischen EU-Diskurs und ihr Spannungsverhältnis zu alltäglichen Praxen im EU-Milieu geht es mir hier.

Wenn wir die alltägliche Präsenz dieser präskriptiven, normativen Denkfigur »Kulturtransfer« im EU-Machtfeld untersuchen, erfahren wir mehr über das kulturelle Projekt EU und über Europäisierungsprozesse: Welche Rolle spielen in diesem »institutionalisierten Mehr und Weiter« (Beck/Grande 2004: 16) normative Vorstellungen einer westlich geprägten »europäischen Moderne« bzw. Modernität, und wie lassen diese sich beobachten? Meine Gesprächspartner, EU-Kommissionsbeamte und diejenigen, die für eine Tätigkeit in den EU-Institutionen ausgebildet werden, sind Akteure im Zentrum des Europäisierungsprozesses. Sie stellen alltäglich fest, dass »Kulturtransfers«

54 Vgl. Vertrag von Amsterdam (1999).

55 Dieser ist erreicht, wenn ein freier Verkehr von Waren, Personen, Dienstleistungen und Kapital möglich ist.

56 An dieser Stelle lassen sich Parallelen zwischen Kulturtransfer als politischer Denkfigur und als wissenschaftlichem Paradigma ziehen: So weist Espagne als Fürsprecher einer Kulturtransferforschung, die die geisteswissenschaftlichen Disziplinen aus ihrer national(istisch)en Verankerung löst, die Frage nach Machtverhältnissen zurück: »Im Kulturaustausch gibt es weder Sieger noch Besiegte, unter welchen Bedingungen die Begegnung auch immer stattfinden mag.« Das ist ein zumindest angreifbarer Standpunkt, zumal er als Beispiel die Entstehung synkretistischer Gottheiten durch den Einfluss spanischer »Eroberer« (sic!) in Mexiko heranzieht. Konsequenterweise findet bei ihm auch der Begriff bzw. das Konzept des »Diskurses« keine Verwendung. Die von ihm postulierte Nähe zur Kulturanthropologie in ihren gegenwärtigen Ausprägungen ist somit nur schwer erkennbar. Vgl. Espagne (2000: 44).

nicht immer so reibungslos stattfinden, wie es die Denkfigur suggeriert. Beispielsweise schilderten meine Interviewpartner, dass ihr EU-spezifisches Fachwissen in Osteuropa »nicht ankäme«, dass es also nicht transferierbar sei. Die Akteure reagieren darauf irritiert, denn es tritt ein Widerspruch zwischen alltäglichem Handeln und Selbstrepräsentation zutage: Sie sind »lost in circulation«, denn Europäisierung à la Brüssel und Europakolleg trägt autopoietische Züge. Das EU-Milieu bringt Wissen und Praktiken der Repräsentation hervor, die nur für dieses soziale Feld bedeutsam sind und dessen Fortbestehen sowohl legitimieren als auch sichern.

Die Europäische Union scheint nicht der Raum der freien Zirkulation zu sein, als der er in optimistischen Entwürfen eines entstehenden europäischen *demos* oder einer europäischen Öffentlichkeit imaginiert wird. Studierende des Europakollegs, die mit dem Ziel antreten, an innereuropäischen Wissenstransfers und Zirkulationsbewegungen teilzuhaben und mitzuwirken, merken: Der Bewegungsimpuls, der vom Brüsseler EU-Machtfeld ausgeht, führt nicht an den erwarteten Ort, die EU-Peripherie, sondern verweist auf sich selbst zurück. Gerade solche Irritationen lassen Bedeutungsstrukturen zutage treten und ermöglichen es, soziale Ordnungssysteme herausarbeiten:⁵⁷ Wir können ein genaueres Bild davon entwickeln, wie EUropa am Kolleg gedacht und gemacht wird. Deshalb nun wieder zu den Akteuren.

**»Only here I learned the history
of the European Union beyond the facts.«⁵⁸**

Unter meinen Gesprächspartnern befanden sich eine ganze Reihe von Absolventen des Europakollegs, die aus Osteuropa kommen und im Brüsseler EU-Machtfeld tätig sind. In diesen Gesprächen ging es unter anderem um das spezifische Wissen, das die Studierenden am Europakolleg im Unterricht erwerben und im gemeinsamen Alltag aushan-

57 Hier besteht Anschluss an die Forschungspraxis der Kulturtransferforschung, die, so Middell, als einen »Kernpunkt« die »Anverwandlung des Rezipierten im neuen Kontext nach dessen Entwicklungsbedürfnissen u.a. auch im Zuge von Missverständnissen« (2000: 7) begreift. Fragt man nach Missverständnissen bzw. bürstet man sein Material auf diese Art »gegen den Strich«, tritt das Bemühen um Repräsentativität zugunsten der Suche nach Bedeutungen bzw. Bedeutungsmustern in den Hintergrund. Vgl. dazu Douglas (1986: 76) sowie Geertz (1983).

58 FTB vom 29. April 2004.

deln. Eine Gesprächspartnerin betont, dass sie alles, was sie »über die reinen Fakten hinaus über Europa weiß«, am Europakolleg gelernt habe. Ekaterina M. aus Moldawien, die mittlerweile bei einer Lobbyorganisation aus der Lebensmittelbranche in Brüssel tätig ist, beschreibt ihre Erfahrung so:

»Compared to the students from Western Europe I had to study so much more – in Moldova, we have our own problems and we don't hear and learn so much about the European Union. If you come from the EU, you grow up with all these things, you do not have to study many things as you have this every-day experience of Europe all your life ...«⁵⁹

Die Äußerungen der beiden lassen erkennen, dass es aus ihrer Sicht ein »authentischeres« Wissen über Europa und die EU gibt, welches sich – anders als Faktenwissen – nur über alltägliche Erfahrungen erschließt. Diese Erfahrungen ließen sich so in Osteuropa nicht machen, an einem als genuin europäisch erlebtem Ort wie dem Europakolleg hingegen umso leichter. In den Motivationsschreiben von BewerberInnen aus osteuropäischen Ländern – mittlerweile zumeist Mitgliedsstaaten der EU oder solche mit Kandidatenstatus – wird ein solches Wissensgefälle häufig vorweggenommen, ohne dass es durch eigene Alltagserfahrungen bereits hätte bestätigt werden können. So liegt der Schluss nahe, dass im politischen und medialen Diskurs über die EU ein Wissensgefälle als gegeben hingenommen und reproduziert wird: EUropäisch ist, was aus Brüssel kommt, und Osteuropa »lernt« erst, in diesem Sinne EUropäisch zu sein. In den Bewerbungen paart sich eine solche Perspektive mit dem Bestreben, zum Ausgleich dieses Wissensgefälles beitragen zu wollen: Die BewerberInnen betonen, dass sie ihr am Europakolleg erworbenes Expertenwissen in den Dienst der eigenen Nation stellen wollen:

»As a Romanian national, fully confident in Romania's future, after the historic decisions in Prague and Copenhagen, I believe that the European Legal Studies programme is likely to offer the most comprehensive coverage of the challenges Romania will face. It will also provide me with the invaluable chance of receiving a Western education that I am committed to place in the service of my country.«⁶⁰

Bewerbungsschreiben sind selbstredend eine besondere Textform – es kann keineswegs direkt auf die Sichtweisen der Verfasserin geschlos-

59 FTB vom 8. Oktober 2004.

60 CoE2003-2004-B27.

sen werden. Doch sie erlauben Rückschlüsse auf Narrative und Topoi, welche die AutorInnen für Erfolg versprechend halten. Die Annahme eines Wissensgefälles zwischen neuen und alten EU-Mitgliedsstaaten folgt dabei der gängigen Sicht auf EUropäisierung als einer Form der Modernisierung und Rationalisierung nicht zuletzt durch Transfer von Expertenwissen. Dem Topos, dem eigenen Land dienen zu wollen, ist typisch für Bewerbungen aus Osteuropa bzw. von außerhalb der EU.⁶¹ Zugleich ist er in keiner einzigen Bewerbung aus einem EU-Mitgliedsstaat zu lesen. Die KandidatInnen gehen offensichtlich davon aus, mit dieser Bekundung sowohl bei ihrem jeweiligen nationalen Auswahlkomitee als auch bei der Kollegleitung die Chancen für eine Zusage zu erhöhen und so den ersten Teil einer Zirkulationsbewegung vollziehen zu können: Aus den neuen EU-Mitgliedsstaaten in das Brüsseler Umfeld, von den »Rändern« in das Zentrum. Beide Topoi weisen die BewerberInnen als ambitionierte Individuen aus, die die »Zeichen der Zeit« erkannt haben und sich mit fachlichem und habitualisiertem EU-Wissen die Teilhabe an der erhofften Prosperität ihres Landes sichern wollen. An der Häufigkeit, mit der die Formeln in den Unterlagen der erfolgreichen Kandidaten aus Osteuropa auftauchen, lässt sich zudem ein Konsens zwischen den Mitgliedern der Auswahlkommission und den BewerberInnen ablesen: Beide Gruppen scheinen zu wissen und einer Meinung darüber zu sein, was für eine Zugehörigkeit zur nationalen »Delegation« der Studierenden qualifiziere.

Nach dem Studienabschluss in Brügge oder Natolin leben und arbeiten viele Absolventen des Europakollegs für einige Zeit in Brüssel.⁶² Die meisten von ihnen absolvieren zunächst ein *stage* – ein Praktikum –, um so die Zeit der Arbeitsplatzsuche zu überbrücken und wertvolle Kontakte zu knüpfen. Eine Tätigkeit in Brüssel scheint auch aufgrund der oftmals angespannten Lage auf den heimischen Arbeitsmärkten insbesondere für Osteuropäer reizvoll. Sie sind es, die aufgrund ihrer Sprachkenntnisse und ihrer bislang unterrepräsentierten Nationalität bessere Aussicht auf einen regulären Arbeitsplatz in einer EU-

61 Es handelt sich um die erfolgreichen Bewerbungen für den Jahrgang 2003/2004, zu denen ich Zugang hatte.

62 Damit ist nur ein Teil der mittlerweile an die 10000 *anciens* des Europakollegs angesprochen, von ihnen ist etwa ein Fünftel im Brüsseler EU-Milieu, d.h. in der Kommission, nationalen oder regionalen Delegationen, Lobby-Verbänden oder NGOs beschäftigt. Damit ist das Europakolleg unter den Bildungsinstitutionen, die auf eine EU-Tätigkeit vorbereiten wollen, die dort am stärksten repräsentierte.

Institution haben. Doch die formelle und informelle Ausbildung am Europakolleg kann einen Habitus hervorbringen, der nur in ganz spezifischen Kontexten innerhalb des EU-Machtfelds auf Zuspruch stößt – und andernorts auf Ablehnung. Ekaterina M. aus Moldawien entwirft ein überspitztes Bild der Europakollegabsolventen:

»There are certainly some things that connect all the people who graduated from the College – there is a certain way of thinking, like in the program *Hard Talk* on BBC. Do you know this program? [...] What I mean is this fast way of talking, and of answering equally fast. We are somehow thinking similar at the College, I would compare the style [of debating which is taught at the College] to the debates in the UK Parliament – it is all about finding the weak points, and about asking in such a fast way that everyone who might have something to say but is not that fast looks like a loser... although he or she maybe is not. As a friend of mine mentioned when we were finishing the College: to some degree, we are all brainwashed... and [she smiles ironically] we felt we were so important!«⁶³

Ekaterina M. persifliert einen Habitus, der nicht allein Absolventen des Europakollegs zugesprochen wird – und dort ebenso wenig durchgängig zu beobachten wäre. Dennoch sprachen insbesondere einiger meiner älteren Gesprächspartner – Kollegabsolventen der 1970er und 80er Jahre und heute in der EU-Kommission, in nationalen oder regionalen Verwaltungen in Brüssel tätig – von »diesen LSE-Typen«. Diese kämen mit ihren Anzügen »frisch von der Uni«, betrieben Europäisierung vom Schreibtisch her und könnten mangels Erfahrung die EU nicht »von unten« her, d.h. etwa aus Sicht der Regionen betrachten.⁶⁴ Damit werden Bilderwelten aufgerufen, in denen jungdynamische und unerfahrene Manager machtvoll vom Schreibtisch aus walten. Die in diesen Bildern implizierte Kritik an »Machern« hat seit dem Platzen der New-Economy-Blase zu Beginn des 21. Jahrhunderts an Schärfe gewonnen, auch die als »Heuschrecken« imaginierten Hedgefonds-Manager sind eine Variation dieses Bildes. Im Falle der EU-Institutionen überlagern und vermischen sich diese Bilder mit der wesentlich älteren Vorstellung von und der Kritik am »Wasserkopf« Beamtensystem.

⁶³ FTB vom 8. Oktober 2004.

⁶⁴ Mein Interviewpartner ist Absolvent der *promotion* Joseph Bech 1982/83 und vertrat die Ansicht, das Europakolleg habe seit den 1970ern Jahren zu dieser Entwicklung beigetragen. Insofern kann nicht allein von einer intergenerationellen Abgrenzung und Kritik die Rede sein, auch wenn diese durchaus mitschwingt. FTB vom 19. Februar 2004.

Einer meiner Gesprächspartner, Michael L., Absolvent des Europakollegs in den frühen 1980er Jahren, stellt sich und mir im Interview die Frage, welche Rolle wohl das Europakolleg bei der Prägung »dieses Uni-Typs« gespielt habe, »der abgehoben am grünen Tisch« sitze und rede und für dessen Entstehung und Erfolg für die er auch die Internationalisierung von Studiengängen mitverantwortlich macht: Auch das Europakolleg habe dazu beigetragen, meint er, die Studierenden aus ihren nationalen Kontexten herauszulösen. Die negative Folge sei, dass sie auch nicht mehr aus der Rückkopplung an ihr Herkunftsland schöpfen könnten – oder müssten, denn schließlich seien sie als Kommissionsbeamte nicht der Gunst von Wählern ausgeliefert. L. formuliert seine Kritik folgendermaßen:

»Ich kann Ihnen da mal ein groteskes Beispiel nennen: Die Landesparlamente in Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern und Bremen müssen sich in Kürze mit einer Seilbahnrichtlinie auseinandersetzen und diese in Landesrecht umsetzen. Da ist die Exekutive frei von jeglichem differenzierendem Blick. Da wurde eine eigene Klasse von Beamten geschaffen, und genau das sehe ich sehr kritisch, denn es handelt sich ja um ein gesetzgebendes Organ und nicht um eine Organisation wie die UNO oder OSZE.«⁶⁵

In der Tat ist das Europakolleg im EU-Machtfeld als eine »Marke« bekannt, hinter der sich junge »Experten« mit anwendungsbezogenem akademischem Wissen verbergen. Seit das Kolleg in den 70er Jahren zu einer Euro-ENA⁶⁶, also einer Kaderschmiede für die EU-Institutionen nach französischem Vorbild wurde, unterrichten dort Experten aus der Praxis für die Praxis. Die Anwendbarkeit von Wissen wurde so am Europakolleg zu einem Wert an sich – das spürte etwa ein deutscher Soziologie-Professor, der in einem Kurs über die Rolle von Eliten in der Globalisierung die Studierenden nur mit Mühe davon abbringen konnte, aus den wissenschaftlichen Texten Handlungsanweisungen herauszulesen.

Der hier skizzierte und durch die Sozialisierungsleistung des Europakollegs geprägte Habitus geht selbstverständlich von seiner Transferierbarkeit aus, das während des Studiums vermittelte Wissen scheint von ortsunabhängiger Relevanz und Verständlichkeit – gemacht für eine sich als Zirkulationsraum verstehende EU.

65 FTB vom 19. Februar 2004.

66 ENA steht für *Ecole nationale d'administration*, der staatlichen Verwaltungsschule Frankreichs und Kaderschmiede für die politische und wirtschaftliche Elite.

Das Europakolleg hat einige der Entwicklungen vorweggenommen, die heute unter dem Schlagwort einer »commodification of knowledge« mit dem Bologna-Prozess in Verbindung gebracht wird: Wissen werde warenförmig und sein Tauschwert sei nicht zuletzt durch seine Anwendbarkeit mitbestimmt (Mills 2004). Zugleich löse sich dieses Wissen aus lokalen Kontexten und behaupte, »universell«, d.h. ortsunabhängig anwendbar, da von gleicher »Qualität« zu sein. Diejenigen unter den Absolventen des Europakollegs, die auf eine »Verwertbarkeit« und direkte Anwendung ihres Wissens ausgerichtet sind, werden bei der Suche nach einem Arbeitsplatz womöglich enttäuscht. Während Studierende aus den alten EU-Mitgliedsländern ihre Ausbildung schon in dem Wissen antreten, dass eine EU-Karriere nur gegen harte Konkurrenz möglich ist, scheinen die Berufsaussichten der Absolventen aus neuen Mitgliedsstaaten meist rosiger zu sein. Umso erstaunter sind sie, wenn ihr Expertenwissen nicht auf die erwartete Nachfrage stößt.

»[T]here is something that really surprises me: the Polish Government supports the College of Europe and the European University Institute financially – these are the only programs that are supported, I mean there are these scholarships and we even get 2000 € as pocket money ...«⁶⁷

Elsbieta W. bringt im weiteren Gespräch ihre Ernüchterung darüber zum Ausdruck, dass sie nach Studienende bei der Suche nach einem Arbeitsplatz nicht auf die erhoffte Hilfe ihres Stipendiengegers zählen kann. Mit einersolchen schien sie aber fest gerechnet zu haben, und so kritisiert sie das »irrationale« und unwirtschaftliche Verhalten des polnischen Staats: Dieser habe in sie investiert und ihr ermöglicht, Wissen zu erwerben – rufe diesen »Gewinn« nun jedoch nicht ab. Elsbieta W. nimmt ein Desinteresse wahr; Irma A. aus Litauen hat Ablehnung erfahren:

»In the [application] interview and even in the beginning of the year I said I wanted to go back to Lithuania... You know, all these things: ›I want to serve my country ...‹ et cetera – but at some point I changed my mind. They [the people at home] don't appreciate the knowledge, they really don't appreciate it. I was there for three months after the College, and they felt I knew more, so they tried to keep me down.«⁶⁸

67 FTB vom 14. Juni 2004.

68 FTB vom 13. Oktober 2004.

Irma A. spricht davon, dass ihr Wissen von »denen«, den »Anderen«, nicht geschätzt werde – doch es liegt nahe, dass diese empfundene Abwertung womöglich nicht dem Wissen als solchem entgegengebracht wurde, sondern seiner kulturellen und sozialen Repräsentation, die sich mit einem spezifischen Habitus verbindet. Die Skepsis, die Irma A. auf ihr Fachwissen bezieht, richtet sich auf die habituelle Repräsentation von EU-Expertenwissen. Denn: »[D]ie neuen mitteleuropäischen Mitgliedsländer hegen gegenüber der entfernten Bürokratie in Brüssel dieselbe Skepsis, mit der sie gelernt haben, Moskau zu misstrauen«, argumentieren Ulrich Beck und Edgar Grande (2004: 11). Mit Peter Niedermüller ließe sich die (auch) politisch inszenierte Skepsis gegenüber EUropa als eine Folge der zu Ende gegangenen sozialistischen Moderne beschreiben, welche zu einer Beschwörung der Vergangenheit führe: »Europa ist nicht mehr das Ziel soziokultureller und politischer Entwicklung, sondern wird als Bedrohung für die nationalen Werte und für die Nationalkultur gesehen.« (Niedermüller 1999: 59) Das Europakolleg sieht eine seiner Funktionen darin, als ein *antichambre* mit dem Jargon auf den Brüsseler Korridoren vertraut zu machen und das Handwerkszeug zu vermitteln, mit dem dort oftmals abseits des offiziellen »Dienstwegs« Themen auf die Agenda gesetzt und Entscheidungen gefällt werden. Dieses habitualisierte Wissen ist in Brüssel äußerst wertvoll – in anderen institutionellen oder kulturellen Kontexten wird es zwar als »EUropäisch« empfunden – doch wie Irma A.s Beispiel zeigt, in einem negativen Sinne. So kann es zu einer sozialen Barriere werden.

Wie eingangs erwähnt, habe ich sehr bewusst Äußerungen ausgewählt, in denen meine GesprächspartnerInnen über ihre Erfahrung sprechen, ihr EU-Expertenwissen sei in ihrem Herkunftsland nicht »nachgefragt«.⁶⁹ Eine nahtlose und vor allem konfliktfreie Rückkehr z.B. in nationale Verwaltungen ist dabei durchaus möglich: Dabei, so bekundeten viele der von mir Befragten, könne »man nicht immer so viel mit dem Wissen anfangen« – das Wissen um angemessene Umgangsformen und Kommunikationstechniken ließen sich durchaus übertragen. Gerade der »Transfer« von habitualisiertem EU-Wissen von Brügge und Brüssel in die osteuropäischen, neuen EU-Mitgliedsstaaten scheint allerdings unter anderem durch habituelle

69 Oftmals findet dieser Transfer hingegen statt – im akademischen Jahr 2003/2004 besuchten etwa einige ungarische Studierende das Europakolleg und hatten zu diesen Zeitpunkt bereits eine feste Zusage einer ungarischen Behörde, die sie anschließend in ihrer Europa-Abteilung beschäftigen wollte.

Prägungen erschwert zu werden. Nicht stattfindende »Transfers« weisen darauf hin, dass ein am Europakolleg geprägter EU-Habitus dort als deplaziert empfunden wird. Zu dieser Wahrnehmung tragen soziale und kulturelle Imaginationen von »Ost« und »West« bei, die in das am Europakolleg vorherrschende Bild von Europa einfließen.

»Wir« und der Osten als das »andere« Europa

»Ich frage mich: soll es nicht zu der Erziehung zum Europäer, zur Bildung des europäischen Bürgersinns gehören, dass Europa nicht an der Elbe endet, auch nicht an der alten ostdeutschen Grenze, dass es wenigstens drei Nationen in Osteuropa gibt, die das Wesentliche im Europäischen mit Westeuropa teilen?

Was ist eigentlich das Wesentliche im Europäischen? Das ist die Tradition der Toleranz, der Menschenrechte, des parlamentarischen Regierungssystems, des Humanismus, der Reformation usw. Die Polen, Ungarn und Tschechen haben das gemeinsam mit Westeuropa.

Es scheint mir aber, dass viele Westeuropäer mit der Spaltung Europas zufrieden sind. Es gibt viele Professoren, Journalisten und Politiker, die damit beschäftigt sind, für den heutigen politischen Zustand eine politische Superstruktur zu bilden. Man spricht von der »westlichen« Philosophie, von der »westlichen« politischen Tradition, von »westlicher« Kultur, »westlicher« Zivilisation usw., und man beschränkt das, was in Europa wesentlich ist, auf Westeuropa. Man amputiert den östlichen Teil Europas von Europa.«⁷⁰

Wie Osteuropa in Vorstellungen von Europa als das »Andere« figuriert, verdeutlicht der Redebeitrag Jerzy Lukaszewskis. Als Dozent des Europakollegs trug er zu einem Gespräch über das Thema »Die Erziehung zum Europäer. Ein geschichtlicher Auftrag in der freien Welt« bei, das schon 1961 auf Einladung der späteren Körber-Stiftung stattfand. Das »Wesentliche« an Europa – wie Lukaszewski es ausdrückte – sei auch am Europakolleg dem der geopolitischen Lage und dem politischen Diskurs der Zeit entsprechend *westeuropäisch*. Kulturelle Imagination und sozialer Alltag in diesem »europäischen Mikrokosmos« stehen dabei in einem Spannungsverhältnis: Studierende aus den Staaten des späteren »Ostblocks« gibt es vom ersten Studententag im Jahr 1949 an in Brügge, unter ihnen zunächst viele Exilanten bzw. Emigranten. In den 1970er und 1980er Jahren stagnieren die Zahlen,

⁷⁰ Jerzy Lukaszewski, damals Dozent am Europakolleg, im Protokoll der Bergedorfer Gespräche zu Fragen der freien industriellen Gesellschaft. 6. Tagung am 2. Juli 1962 zum Thema »Die Erziehung zum Europäer. Ein geschichtlicher Auftrag in der freien Welt.«

sind phasenweise rückläufig. Spätestens seit der Gründung des zweiten Campus in Natolin jedoch stellen Studierende aus den postsozialistischen Staaten Osteuropas am Europakolleg einen wachsenden Anteil, der 2003/2004 rund 17 Prozent betrug (vgl. Bekemans/Mahncke/Picht 1999: 129). Die Gründung des zweiten Campus in Natolin im Jahr 1992 zeigt, dass am Europakolleg ein Bewusstsein für den nach Ende des Kalten Krieges in Osteuropa wachsenden Wissensdurst nach EU-Expertenwissen besteht⁷¹, und dass man zugleich auch dem Interesse des etablierten EUropa am Osten begegnen will.⁷² Das Europakolleg bewegt sich bei alldem inmitten eines Diskurses, in dem »Osteuropa« nach wie vor kulturell und sozial als das europäische Andere imaginiert und ausgehandelt wird. Die folgenden Beispiele verdeutlichen, wie sich dies im Kollegalltag niederschlägt.

Ein Abendessen an einem gewöhnlichen Studientag, bei dem ich gemeinsam mit Markus P. aus der Schweiz und Sonja H. aus Deutschland am Tisch saß, gibt einen ersten Einblick in die Verwendung des Begriffs »Osteuropäer«:

»Markus P. erzählt, dass er gestern Abend mit einigen Kommilitonen einen Wein getrunken habe – plötzlich sei ihnen aufgefallen, dass sich in ihrer Runde nur Westeuropäer und ausschließlich Juristen befanden. ›Westeuropäer‹ – er wundert sich – das sage man nur selten, meistens sei ja von Italienern, Schweden, Engländerinnen oder Französisinnen die Rede. ›Osteuropäer‹, das Wort benutze man schon eher – und oft wisse man auch gar nicht mehr. Osteuropa sei ein Sammelbegriff, die Länder kenne man ja oft kaum. Oder woran denke ich, wenn ich an Albanien denke? Unter den Osteuropäern herrsche, so Markus P., wohl auch viel stärkere Konkurrenz um die guten und vor allem gut bezahlten Arbeitsplätze in Brüssel. Ich werfe ein, dass es doch gerade die Osteuropäer seien, die in den Kommissions-*Concours* die besten Aussichten auf Erfolg hätten – da schaltet sich Sonja H. in das Gespräch ein: Was ihr besonders auffalle, sei die Gruppenbildung nach Himmelsrichtungen: Nordeuropäer, Südeuropäer, Westeuropäer, Osteuropäer. Das merke man schon beim Essen in der Kantine: wer setzt sich zu wem an den Tisch? Wird die Sprache gewechselt oder redet man einfach weiter in seiner Sprache? Sie sei manchmal auch faul und spreche am liebsten ihre Muttersprache. Und wenn man sich dann mit den Osteuropäern an einen Tisch setze – was ihr nicht oft passiere – habe man keine große Chance, in das Gespräch hineinzukommen.

Gruppen, so haben es Markus P. und Sonja H. erlebt und so erklären sie es mir gegen Ende eines Abendessens in der Kantine, bildeten sich zunächst entlang von Sprachen: Erstens gruppieren sich die Studierenden – zumindest bei den Mahlzei-

71 FTB vom 19. Dezember 2005.

72 FTB vom 15. Oktober 2005.

ten – danach, ob ihnen Französisch oder Englisch, die beiden offiziellen Unterrichtssprachen, leichter über die Lippen gehe. Darüber hinaus gebe es Gruppen von Studierenden mit derselben Muttersprache, und dort sei wohl der Zusammenhalt am stärksten. Das sehe man auch hier an den vielen Tischen: An einem der großen, quadratischen Tische hinten an der Fensterfront sprechen alle Spanisch, rechts daneben wird auf Französisch über die letzte Party gesprochen, und die drei, mit denen wir den Tisch teilen, unterhalten sich auf Polnisch. Das seltsame sei, meint Markus P., dass man von allen wisse, aus welchem Land sie kämen: Frankreich, Deutschland, Belgien, England, und so weiter. Auch wenn die Nordeuropäer irgendwie zusammengehörten: Ob jemand aus Schweden oder Dänemark käme, wisse man auch. Nur bei den Osteuropäern sei das anders. Er könne jedenfalls bei manchen nicht sagen, aus welchem Land sie kämen.«⁷³

Aus Markus P.s Äußerungen wird deutlich, dass die einzelnen osteuropäischen Länder für ihn nicht unmittelbar unterscheidbar sind, sondern einer *Terra incognita* gleichen – dass hingegen die »französische« und »spanische« oder »schwedische« Nationalität für ihn als Attribut und Unterscheidungsmerkmal von Personen taugen, hängt mit der Fülle kultureller Bilder vom jeweiligen Land zusammen. Diese kulturellen Imaginationen setzen sich diskursiv aus Klischees und Stereotypen, aus Erzählungen, Reiseerlebnissen oder Erfahrungen während eines Auslandsstudiums zusammen und sind einem Wandel unterworfen. Durch das Fehlen oder die Schemenhaftigkeit *kultureller* Imaginationen von Tschechien, Estland oder Mazedonien oder anderer osteuropäischer Staaten wird »Osteuropa« im Alltag der Brügger Studierenden mit topologischen Stereotypen verknüpft (vgl. Buchowski 2003, 2006). Aus einer *geographischen* Zuordnung wird eine *soziale* Kategorie: Unter sie fallen diejenigen, über deren Land im westlichen Europa nur vage Vorstellungen existieren. Als ein Journalist einer großen deutschen Wochenzeitung den Campus in Brügge besucht, kritisiert Kati P. aus Finnland im Gespräch mit ihm das geringe Interesse ihrer Kommilitoninnen, diesen ungenauen Vorstellungen Detailwissen entgegenzustellen: In einem Kurs über die EU-Osterweiterung habe es so wenige Teilnehmer gegeben wie in kaum einem anderen Kurs. Sie bemängelt fehlende Neugier. »Osteuropa« – das zeigt Kati P.s Kritik – figuriert zwar auf dem Brügger Campus als das »Andere«, wird dabei jedoch keineswegs als »exotisch« oder »lockend« wahrgenommen. So war auch ein wesentlich geringerer Anteil der Brügger Studierenden an einem Besuch in Natolin interessiert als die andersherum der Fall war.

Die nicht vorhandene Neugier verweist darauf, dass ortsspezifischem Wissen über Osteuropa und die neuen EU-Mitgliedsstaaten of-

73 FTB vom 15. Mai 2004.

fenbar keine ebenso hohe Relevanz zugesprochen wird wie dem Brüsseler »Expertenwissen«: Zirkulation von Wissen nehme in Brüssel ihren Anfang. Ein Ungleichgewicht scheint auch in der Repräsentation Osteuropas im Unterrichtsalldag zu bestehen. Simona F., Tutorin im politikwissenschaftlichen Zweig des Europakollegs in Brügge, erzählt von Spannungen, die in einer ihrer Arbeitsgruppen herrschen:

»Es gibt da einen Studenten, der redet, als wisse er alles. Und seine Diskussionsbeiträge macht er in einem Ton... [verdreht die Augen] Das macht die Stimmung unheimlich schlecht, und alle reden lakonisch, als wüssten sie genau, wie man die Probleme der EU *eigentlich* lösen müsse. Und als er in der letzten Sitzung fertig geredet hatte, meldet sich eine Polin zu Wort, die sagt sonst kaum was. ›So, now do we have our five minutes...‹ fing sie an – das hatte nicht nur mit ihrem Vorredner zu tun, da merkte man ganz viel Frust. Und ich kann das auch verstehen: Die Dozenten kommen zu 80 Prozent aus Westeuropa, und die bringen ja nicht nur ihren Unterrichtsstil mit, sondern auch Beispiele von dort, wo sie sich am besten auskennen. Und wo kennen die sich am besten aus? In dem Land natürlich, aus dem sie kommen. Und dann entsteht ja leicht der Eindruck, die EU bestehe nur aus Westeuropa...«⁷⁴

In diesem Sinne ist am Kolleg »Westeuropa« immer noch das präzisere, das »eigentliche« Europa – auch wenn das niemand so formulieren würde. Dass das Verhältnis von westlichem und Osteuropa sich als eines von »Etabliertem« und »Außenseiter« beschreiben lässt, spiegelt *en miniature* auch das bereits angesprochene Verhältnis der beiden Standorte Natolin und Brügge untereinander. Die Frage nach dem angeblich höheren Niveau der Kurse in Brügge wurde mir nur in Natolin gestellt, während Studierende in Brügge, dem »etablierten Ort« sich nicht für den anderen Campus interessieren mussten. Der Studienort verleiht ihnen jenes »kollektive Charisma« (Elias/Scotson 1993: 7), welches die Studierenden in Natolin so begehren.

Carola M. beschrieb mir ihre Taktik, um die von ihr befürchtete Wahrnehmung als »zweitklassige« Kollegabsolventin zu umgehen: In ihrem Lebenslauf schreibe sie zuerst, dass sie am Europakolleg gewesen sei, und das assoziiere ja »jeder« gleich mit Brügge. Erst ganz am Ende füge sie dann in Klammern an, dass sie den »Standort Natolin/Polen« besucht habe. Damit nimmt sie herablassende Reaktionen auf ihren Studienort beinahe vorweg oder versucht, ein mitleidiges oder geringschätziges Lächeln zu umgehen. »Natolin« als Attribut mit nur geringer Strahlkraft also? Carolas Schilderungen legen dies nahe – doch muss betont werden, dass diese Stigmatisierung sich in

74 FTB vom 20. Dezember 2005.

erster Linie *innerhalb* der *College community* vollzieht und nicht von außerhalb, etwa vom Arbeitsmarkt hineingetragen wird. Das »Wir« im Slogan »We speak European!«⁷⁵ scheint alle Mitglieder der *College community* zu meinen, doch mit den implizierten »Anderen,« die diese Sprache nicht sprechen und verstehen wird auch auf das östliche Europa verwiesen. Das Statusgefälle und die Machtposition Brügges sind fest im institutionellen Gedächtnis verankert, und das Europakolleg wird als europäischer Ort geographisch in Brügge verortet.⁷⁶

Fazit: Das Fremde im Eigenen

Die Beispiele aus dem Alltag am Europakolleg zeigen, wie Osteuropa als das »Andere« in Europa repräsentiert wird: Das westliche Europa, symbolisch verkörpert durch die EU-Institutionen und das EU-Machtfeld, wird als modern, rational und an Fortschritt orientiert imaginiert, während Osteuropa als weniger modern, tendenziell irrational und wissensrückständig figuriert. Aus diesem Grund scheinen mir die Überlegungen Michal Buchowskis zu einem innereuropäischen »Orientalismus« nicht vollends stimmig zu sein: Edward Said hat gezeigt, wie der Blick des Westens auf »den Orient« stets auch vom Begehren nach dem lockenden (sexuell) Exotischen gelenkt war und ist. Dieser Fokus auf das sinnliche Begehren lässt sich aus den westlichen kulturellen Imaginationen Osteuropas nicht ablesen.⁷⁷

Der dem europäischen Integrationsprozess inhärenten kulturellen Logik folgend kann der Beitrag der osteuropäischen Länder zum zukunftsorientierten EU-Integrationsprozess nicht besonders groß sein. Jeremy Boissevain hat vor der Reproduktion einer Dichotomie zwischen einem »Kern« Europas und seinen geographischen (und, in der Folge, kulturellen) Rändern in den Sozialwissenschaften gewarnt, deren Folge eine »Tribalisierung« europäischer Randregionen sei (vgl. Boissevain 1975). Dass diese Perspektive jedoch sehr wohl im EU-Machtfeld anzutreffen ist, und dass sie auch in Alltagshandlungen am

75 Aus der Informationsbroschüre für das akademische Jahr 2003-2004.

76 FTB vom 23. April 2004.

77 Und wenngleich sowohl »im Westen« arbeitende osteuropäische Prostituierte als auch Partnerschaften zwischen Westeuropäern und OsteuropäerInnen Figuren im sonst von den Begleiterscheinungen der wirtschaftlichen Transformation dominierten des Ost-West-Diskurs sind, so handelt es sich bei ihnen doch immer um diejenigen, die schon »im Westen« sind.

Europakolleg auszumachen ist, zeigen meine Beispiele. Das angenommene Wissensgefälle zwischen dem EU-Machtfeld und Osteuropa scheint sich dabei umgekehrt proportional zum Interesse dieses Westens an Osteuropa zu verhalten. Das als Korpus imaginierte Wissen soll aus dem Brüsseler Machtfeld nach Osten transferiert werden; die daraus resultierenden sozialen Praxen stehen dem Ideal der »Freizügigkeit«, der freien Zirkulation, entgegen.

Der wissenschaftliche und der politische Diskurs um Europa sind, was die jeweiligen Akteure und die Foren ihrer Aushandlungsprozesse betrifft, zu trennen. Doch sie weisen deutliche Parallelen auf; beide sind in das Projekt der Moderne eingeschrieben. Zugleich ist der in und von Brüssel aus geführte Diskurs über die Europäische Integration in hohem Maße auf sich selbst bezogen, oftmals geradezu autopoietisch und blind gegenüber alternativen Sichtweisen und anderen Maßstäben in den »neuen« EU-Regionen in der Peripherie. Und so ist der Diagnose Ulrich Becks vorerst zuzustimmen: »Von der Provinzialisierung Europas ist jetzt überall die Rede. Aber trifft es nicht zu, dass Europa vor allem mit seinem Lieblingsthema beschäftigt ist: mit sich selbst [...]?« (Beck/Grande 2003: 12)

Die vermeintlich universalistische westliche »Moderne« erkennt sich erst allmählich als ortsgebundenes und begrenzt wirkmächtiges Projekt. Dies geschieht in dem Maße, in dem Europa »provinzialisiert« und alternative, multiple Modernen in den Blick von Wissenschaft und medialer wie politischer Öffentlichkeit geraten (vgl. Chakrabarty 2000). Die Theorie der *multiple modernities* (Mitchell 2000, Sachsenmeier 2002) hebt die automatisierte Koppelung zwischen Modernisierung und Westernisierung auf und will die »unterschiedlichen Entwicklungspfade und vielfältigen Differenzen innerhalb der Moderne« (Niedermüller 2005: 62) deutlich machen. Überlegungen in diese Richtung wurden bisher allerdings vorwiegend über das Verhältnis zwischen europäischen und nicht-europäischen Modernen angestellt. Die Äußerungen meiner Gesprächspartner legen den Schluss nahe, dass möglicherweise auch nicht von einer (stets mit dem Westen gleichgesetzten) »europäischen Moderne« gesprochen werden sollte. Während aus dem EU-Machtfeld heraus die Sicht besteht, der Osten Europas sei weniger »EUropäisch« – heißt: modern, rational, über relevantes EU-Wissen verfügend, beschreiben Irma A., Elsbjerta W. und andere, die als Repräsentanten dieser Sicht ausgemacht werden, das ihnen entgegen gebrachte Desinteresse, das Unverständnis oder die Ablehnung dieses EU-Wissens. Repräsentationen unterschiedlicher Modernen gibt es somit auch innerhalb Europas. Das Europakolleg ist ein Ort, an dem ein sich als »Einheit in Vielfalt« verstehendes Europa

von normativen Vorstellungen einer als rational und fortschrittsorientiert imaginierten westlichen Moderne durchzogen ist. Die hier dominierenden Bilder über Osteuropa sagen womöglich mehr über die den westlichen Blick lenkenden kulturellen Logiken aus als über die betrachteten Gesellschaften. Die angestrebte Zirkulation von Wissen und die »Kulturtransfers« sind mit Irritationen verbunden, da sich im politischen Diskurs noch kein verstärktes Bewusstsein für alternative Modernen und multiple Vorstellungen von EUropa etabliert hat. Die Erfahrungen meiner Gesprächspartner und Informanten zeigen, dass man von einem EUropaweit verständlichen Habitus und akzeptablen Wissensrepräsentationen ausgeht – und sich über Ablehnung wundert.

Die politische Denkfigur »Kulturtransfer« in einem von westlichen Modernitätsvorstellungen geprägten Europäisierungsprozess spiegelt eher ein politisches Ideal als eine soziale Wirklichkeit wider: Sie blendet politische und ökonomische Machtungleichheiten aus, die im Alltag sozial und kulturell repräsentiert werden und »Transfers« erschweren. Stattdessen hängt sie einem beinahe Habermas'schen Ideal einer von Machtgefällen freien, von Rationalität geprägten Zirkulation von Meinungen an (Habermas 1990). Peter Niedermüller plädiert dafür, die Europäische Ethnologie solle »einen anderen Weg verfolgen und versuchen, die Repräsentationen der anderen Modernen in der Gegenwart, in der Kultur und im Alltagsleben der gegenwärtigen Gesellschaften aufzuspüren und zu interpretieren« (Niedermüller 2005: 62). In diesem Sinne müssen das EU-Machtfeld und das ihm zuzurechnende Europakolleg als ein spezifisches Wissensmilieu und symbolisch aufgeladener Ort gelten. Beide sind – bei allem universalistischen Anspruch – räumlich gebunden; hier werden national kodierte Repräsentationen einer »etablierteren« Moderne reproduziert, die sich im imaginären Raum »Europa« verortet. Eine solche »Erkundung des Fremden im Eigenen« möchte einerseits Verflechtungen offen legen, schärft andererseits aber auch den Blick für Machtungleichheiten. Es sind diese Machtungleichheiten zwischen Repräsentationen Ost- und Westeuropas, an denen sich der ausdifferenzierte, gesellschaftliche und politisch etablierte Diskurs auch *in nuce* in der Institution Europakolleg ablesen lässt. Sie markieren den Unterschied zwischen Freizügigkeit und Zirkulation als politischem Ideal einerseits und als sozialer Praxis andererseits, die die kulturelle Erfahrung mit sich bringt, »lost in circulation« zu sein.

